

Zeitschrift: Neujahrsblatt / hrsg. von der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen auf das Jahr ...
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 8 (1956)

Artikel: Schaffhauser Heimat : aus dem Klettgau
Autor: Blum, Ruth / Uehlinger, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

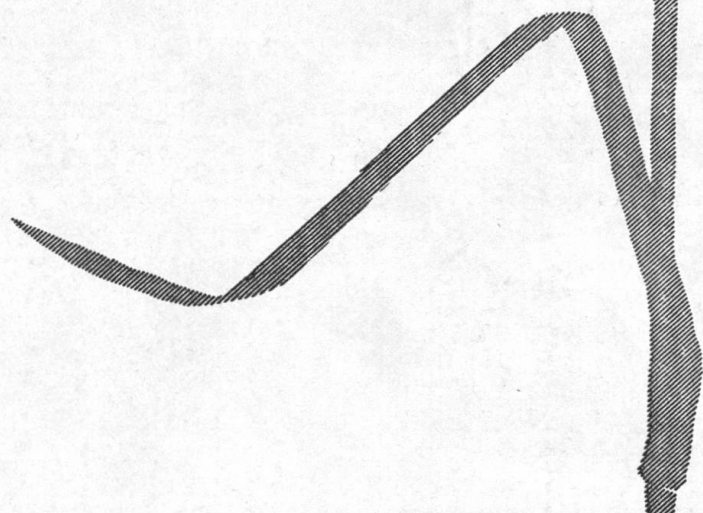
Neujahrsblatt

herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft
Schaffhausen
auf das Jahr 1 9 5 6
8. Stück

Schaffhauser Heimat

Aus dem
Klettgau

von Ruth Blum und Otto Uehlinger



NEUJAHRBLATT

herausgegeben
von der
Naturforschenden Gesellschaft
Schaffhausen
auf das Jahr
1956



8. Stück

Schaffhauser Heimat

Aus dem
Klettgau

von Ruth Blum und Otto Uehlinger

Gestaltung und Illustrationen : W. M. Bürki, Grafiker, Beringen
Buchdruckerei Karl Augustin, Thayngen-Schaffhausen, 1955
Auflage : 1500

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	7
Ruth Blum:	
Das Antlitz des Klettgauer Dorfes	9
Abschied von einem Wässerlein	15
Triumph der Wildnis	19
Die Dorfstraße	31
Sommerlicher Klettgau	34
Winterlandschaft	42
Otto Uehlinger:	
's Kätterli (E Saag vo der Radegg)	23
De Bückiträger	39
Dihaam im Chläggi	46

Vorwort

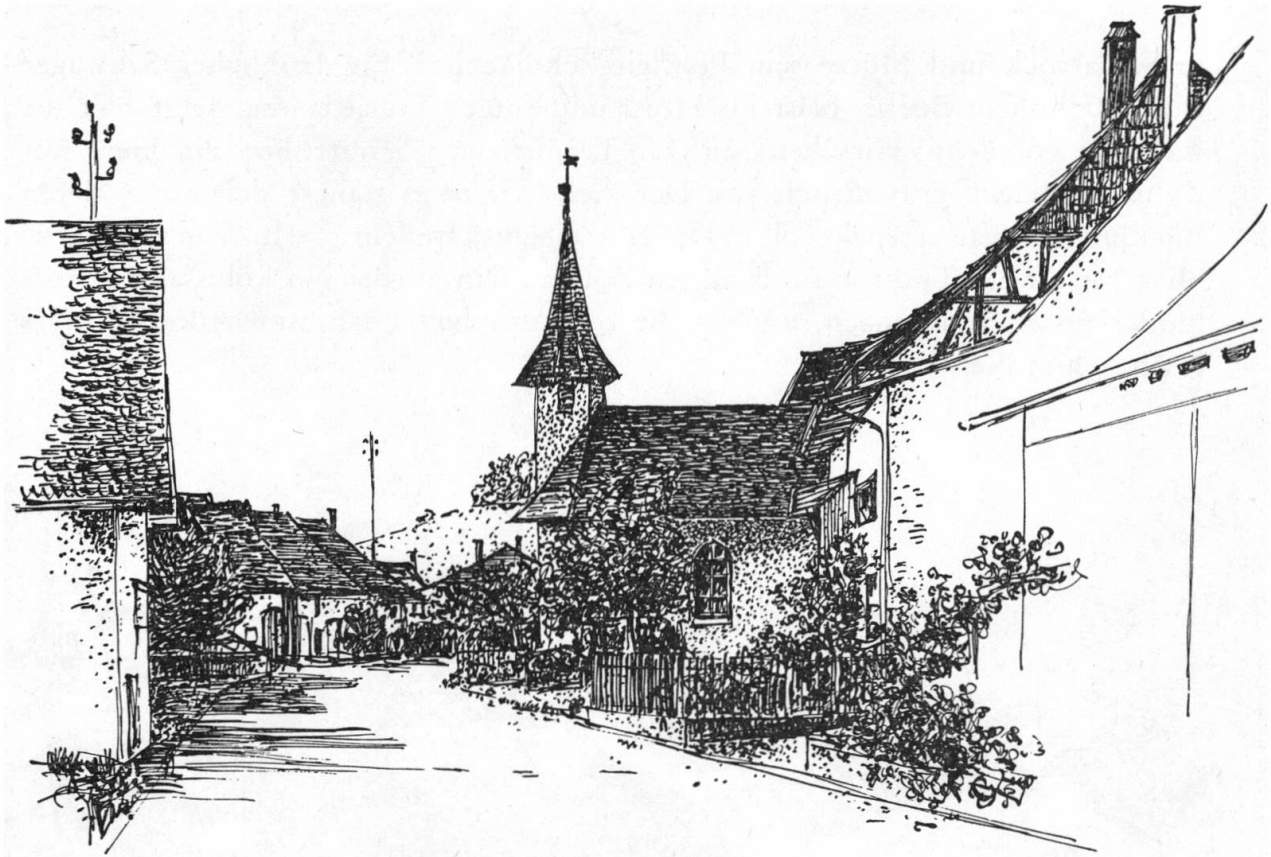
Der strenge Naturwissenschaftler unter unsern Mitgliedern und Freunden wird an diesem neuen Neujahrsblatt keine besondere Freude haben. Er mag sich sagen, die Veröffentlichung von Heimatschilderungen, teilweise sogar in Mundart geschrieben, könne doch nicht Aufgabe einer Naturforschenden Gesellschaft sein. Alle diejenigen, welche diese Ansicht teilen und in den «Neujahrsblättern» nur Abhandlungen naturwissenschaftlichen Charakters erwarten, bitten wir um Entschuldigung. Sie mögen das Blatt beiseite legen, selbst zur Feder greifen und uns für die nächste Nummer und die folgenden Jahre Manuskripte zur Verfügung stellen, damit ihren Wünschen Rechnung getragen werden kann.

Dem Unterzeichneten aber ist es eine große Freude, unter dem Titel «Schaffhauser Heimat» die von Land und Leuten im Klettgau erzählenden Beiträge von Ruth Blum und Otto Uehlinger als 8. Neujahrsblatt herausgeben zu dürfen. Wer vermöchte in unserm Kanton und vorab in unserer Gesellschaft Natur und Heimat eindrücklicher und lebendiger zu schildern, als die Dichterin von «Blauer Himmel, grüne Erde»? Und wer, neben Albert Bächtold, steht durch echte, gemütvolle Mundart-Feuilletons so treu und unbeirrbar zu seiner Klettgauer Muttersprache wie Kollege Otto Uehlinger? «Sprachschutz ist Heimatschutz», betonte einst Redaktor Dr. Kurt Bächtold, «Mundart und Heimatgefühl hängen aufs engste zusammen. Wenn es gelänge, den Sinn und das Bewußtsein für die Schönheit der Mundarten wieder zu stärken, wäre dies ein großer Gewinn für das kulturelle Leben und für die Eigenständigkeit unseres Kantons.»

Es scheint mir, daß die Naturforschende Gesellschaft gerade durch Publikationen wie die vorliegende etwas dazu beitragen kann. So danken wir den beiden Autoren Ruth Blum und Otto Uehlinger dafür, daß sie uns einen Teil unserer schönen Heimat und die Arbeit der fleißigen Bewohner näher gebracht haben und schließen den Gestalter von Titelblatt und Textillustrationen, Herrn W. M. Bürki, Grafiker, im Buchegg, Beringen, in diesen Dank mit ein.

Schaffhausen, den 5. August 1955.

Bernhard Kummer.



Das Antlitz des Klettgauer Dorfes

Vor einigen Jahren besuchten mich zwei Zürcher Lyriker. Wir wanderten durch den Wilchinger Wald und rasteten oberhalb des Osterfinger Weinberges, der sich in prächtiger Geschlossenheit talwärts senkt. Eine uralte Riegelbautrotte liegt breit und behäbig zwischen den reinlichen Rebzeilen, und unten, im schmalen Hardtal, ziehen sich die beiden Häuserzeilen des Dorfes Osterfingen der Straße entlang. Ein Kirchlein erhebt sein Türmlein himmelwärts. Auf den Glasziegeln der Dächer funkelt die Abendsonne.

Die Dichterfreunde stehen in Anschauung versunken. «Uhland», sagt der eine nach langer Pause. «Nein, Eichendorff» behauptet der andere. «Siehst du nicht die schwerfällige Postkutsche, die soeben um die Ecke schwankt, am Zollhäuslein vorüber, wo der Herr Einnehmer

in Schlafrock und Mütze sein Pfeiflein schmaucht? Ein fröhlicher Schwager sitzt auf hohem Bocke, bläst ins Horn und tutet: Trarii traraa. Jetzt hält die Kalesche vor dem «Hirschen» an. Ein Fräulein mit Schutenhut, ein Herr mit Zylinder steigen gravitatisch aus. Der dicke Gastwirt nähert sich unter tiefen Bücklingen, lüftet respektvoll das gestickte Samtkäpplein...» In diesem Augenblick rattert ein Traktor am besagten Zollhäuslein vorbei, ein kolossaler Selbstbinder rasselt hintennach, und — die romantischen Phantasmen des Dichters lösen sich in Nebel auf.



An dieses Eichendorffsche Idyll muß ich seither immer denken, so oft ich am Waldrand über Osterfingen promenierte, so unverfälscht hat das abseitige Weinbauerndörflein sein altertümliches Gepräge in die Neuzeit hinübergerettet. Trotz Traktoren und Selbstbindern: eine regelrechte «Fleur d'autrefois»! Denn, wenn am Feierabend oder an kirchenstillen Sonntagmittagen alle modernen ländlichen Maschinen von der Straße verschwunden sind, blickt das verträumte Dorf mich unendlich innig mit den ruhe- und poesievollen Augen der Vergangenheit an. Und nicht allein über das besonders geliebte Osterfingen ist in gewissen besinnlichen Feierstunden all diese holdselige Romantik ausgegossen. Sie wird dem Wanderer noch an vielen andern Orten im Schaffhauserländchen geschenkt, im untern und im obern Kantonsteil, im Reiat und im

Randental, und am eindrucklichsten und gewaltigsten wohl in den Weindörfern Rüdlingen und Buchberg, hoch über den ziehenden Wogen des Rheins.



Der landverbundene Schaffhauser darf mit Genugtuung feststellen, daß die meisten seiner heimatlichen Dorfbilder ihren rein bäuerlichen Typus bewahrt haben. Aus dem Rahmen fallen nur die Ortschaften in engster Stadtnähe, ferner das Industriedorf Thayngen und die Grenzgemeinde Trasadingen mit ihrer modernen «Neuen Welt» dicht vor dem Schlagbaum, ein Arbeiterviertel, dessen Bewohner in den Erzinger Fabriken beschäftigt sind, weshalb es nach der Ansicht aller Stockklettgauer in diesem Grenzviertel schon «zümpftig schwööbelet». Eine eigentümliche Sonderstellung nimmt das stolze Hallau, die Metropole des Schaffhauser Weinhandels, ein. Auch Hallau zeigt kein echt ländliches Dorfbild mehr. Doch keine Fabriken wurden ihm zum Verhängnis, sondern — der Reichtum, der aus seinen Wingerten strömt. Er verführte schon vor fünfzig Jahren die Dorfväter zum Bau eines abscheulichen Jugendstil-Gemeindehauses, welches seither das ehemals so herrliche Dorfbild verschandelt, und er bewog die Honorationen des Fleckens zur Erstellung pompöser Villen innerhalb und außerhalb des Dorfes.

Dafür hat das kleine Landstädtchen Neunkirch sorgfältiger sein fast mittelalterliches Gepräge konserviert. Alle Neubauten liegen abseits der streng rechteckig angelegten Civitas, die leider den untern Torturm durch eine Feuersbrunst verlor. Ueberreste eines landvögtlichen Schlosses, heute bescheiden «Oberhof» genannt, erinnern an die Untertanenzeit des «Ancien régime». Im Weichbild des Städtchens mag es, von zwei vornehmen Gehsteigen und etlichen neuzeitlichen Schaufenstern abgesehen, ungefähr noch so aussehen wie vor hundert und zweihundert Jahren: Vorne hinaus schenken die mit gotischen Treppengiebeln und gestuften Fenstern geschmückten Fassaden die Impression einer städtisch-bürgerlichen Niederlassung — hinten hinaus aber geht alle städtische Steifheit in fröhlicher Ländlichkeit unter. Da öffnen sich Stall und Scheune zum ehemaligen Stadtgraben hinaus, auf stattlichen Miststöcken scharrt munteres Federvieh, und auf dem neugeschaffenen Klettgauerbrunnen thront eine ländliche Sichelträgerin zum Zeichen dafür, daß die Herren Stadtneunkircher so bodenständige Ackerbauern sind wie ihre Nachbarn «ab den Dörferen».



Rein äußerlich gesehen weist unser Kanton drei ganz verschiedene Dorf- anlagen auf. Jeder Schulmeister drillt seinen Knirpsen ein, daß es im Schaff-



hauserländchen Bach-, Straßen- und Haufendörfer gebe. Als mustergültiges Bachdorf wird immer das stattliche Schleithelm genannt, dessen alte Riegelbauten sich imponierend über den gänse- und entenreichen Randenbach erheben. Auch die Häuser von Beggingen und Siblingen wurden an einen Bachlauf gestellt, desgleichen die Gebäulichkeiten von Wilchingen. In diesem Klettgaudorf sieht man allerdings nichts mehr davon, weil der stinkende «Fröschengraben» unter der breiten Dorfstraße davonschleicht.

In Röhren gefaßt wurden ebenfalls die Dorfbäche von Osterfingen und Beggingen, so daß diese Ortschaften heute zu den Straßendörfern gehören wie die verkehrsbedingten Siedelungen von Hemmental, Merishausen und Barga, die eindeutig an alten Ueberlandstraßen entstanden. Haufendörfer endlich zieren vor allem die Hochebene des Reiat, am reinsten ausgeprägt in Lohn, dessen Wohnstätten sich rund um die Kirche scharen. Da die Reiatdörfer frei auf einem Plateau liegen und nicht in schmale Tälchen eingezwängt sind wie zum Beispiel Beggingen, Osterfingen und Hemmental, konnten sie sich ungehindert in die Breite ausdehnen.



Wenden wir uns wieder den Klettgaudörfern zu! Wein und Brot, Hackfrüchte und Holz sichern den natürlichen Reichtum dieser durchmeliorierten Gartenlandschaft. An den asphaltierten Dorfstraßen stehen massive Bauernhäuser, auch hier alle zusammengebaut. Die Ecken mancher Gebäulichkeiten sind keilartig verstärkt, nicht allein zur Stütze der Grundmauern; vielmehr dienen diese Verdickungen der Kühlhaltung der Keller, die von der Dorfstraße aus durch eichene Doppeltore erreichbar sind. Die Scheunentore sind rund gewölbt oder elegant geschweift, die Dachhimmel farbig ausgemalt. Riegelfassaden tauchen selten auf, nicht, weil sie nie erstellt worden wären, sondern weil sie leider fast alle übertüncht wurden. Viele Häuser tragen altehrwürdige Namen wie Kelhof, Fronhof, Rainhof, Linde, oder sie stehen im Zeichen Bacchus' und heißen Trauben, Rebstock, Haumesser, Trotte. Das Gemeindehaus wird «Stube» genannt, sein Pächter Stubenwirt oder Stubenknecht. Noch ein anderer Knecht steht im Dienst der Gemeinde, der Wegknecht, der die Straßen sauber hält, indes der Flurhüter das Ackerland, der Holzvogt die Waldungen und der Armenpfleger die Bedürftigen des Dorfes betreut. Die originellste Funktion übt der Weibel oder Tagwächter aus, der für die öffentliche Ordnung sorgt. Morgens marschiert er mit der Schelle durch das Dorf und verkündet, daß im «Schwanen» frische Schüblinge zu haben seien und daß Metzgerhansenmartins Jakobli einen Fünfliber verloren habe. Abends jagt er nach Betzeitläuten die Kinder in die Häuser, und noch vor zwanzig Jahren

verschaffte er sich dabei mit einem langen Säbel Respekt. Weil er als eine Art Bölimann figurierte, wurde er scherzhaft «Butz» genannt.

Eine reizende Auflockerung im Klettgauer Dorfbild bieten die Unterführungen, die bogenartig in die Häuser eingebaut sind. Unter einem solchen «Gwelb» hindurch erreichen Fußgänger und Fuhrwerke die Nebenviertel des Dorfes, alle diese sogenannten Höfli, Aegernten und Winkel, in denen früher die verachteten «Mauchen und Schamauchen» saßen, das heißt die Hintersässen und Tauner, die in windschiefen Hütten ein kümmerliches Dasein fristen.

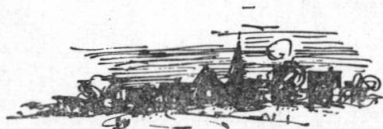


Dennoch ihre armseligen «Kräüzlein» haben sich in den letzten Jahrzehnten zu sauberen Einfamilienhäuschen herausgemausert und beherbergen jetzt die Fabrikarbeiter, die täglich in die Stadt zur Arbeit fahren. Es ist eine beträchtliche Schar, und sie vergrößert sich von Jahr zu Jahr, weil die Melioration die Entwicklung des Arbeiters zum Kleinbauern gründlich verhindert. Schon weist ein urwüchsiges Bauerndorf wie Gächlingen mehr industrielle als bäuerliche Bevölkerung auf, und im hablichen Weinort Wilchingen führen nicht einmal mehr 50 Prozent aller Hausbesitzer ihren eigenen Viehstand. Glücklicherweise aber herrscht unter den werktätigen Dorfbewohnern ein gesunder und vaterländischer Geist; denn die freizeitliche Beschäftigung in Pflanzplätz, Beerenfeld und Wingertlein schafft einen heilsamen Ausgleich zur zermürenden Fabrikarbeit.



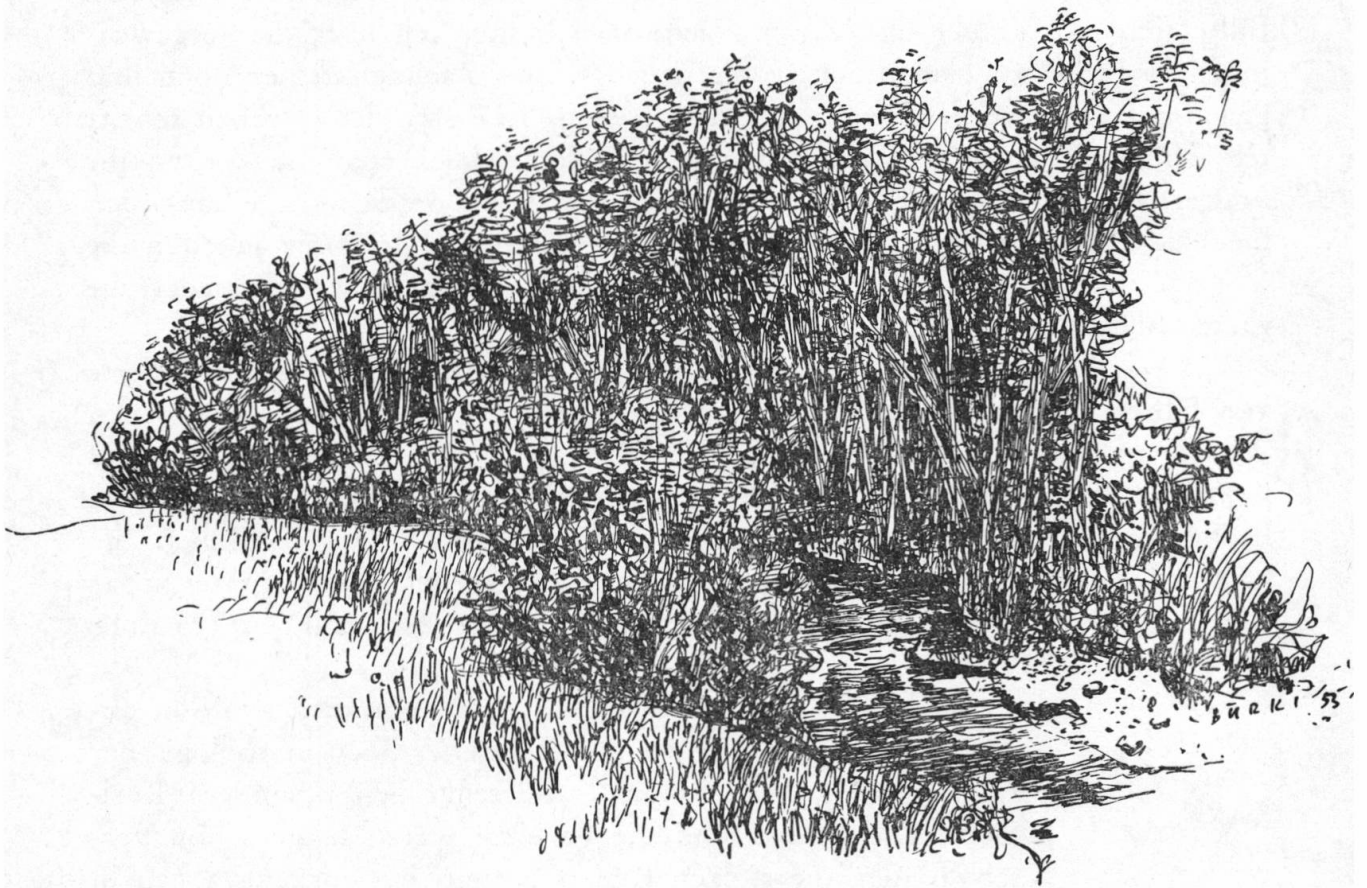
Trotz dieser zeitgemäßen Zunahme des Arbeiterstandes bleibt der bäuerliche Charakter des Klettgaudorfes dominierend. Und der Fremde, der an einem schönen Sommerabend über unsere Dorfstraßen pendelt, wird kaum auf den Gedanken kommen, daß im «Hofacker» und auf dem «Buck», in der «Schmalzgasse» und im «Suurräbenwinkel» so viele Gießer und Former zuhause sein könnten. Denn vorne, auf der vornehmen Hauptstraße, herrscht immer noch der alteingesessene Bauer als der angestammte Herr des Dorfes, stellt seine Korn- und Weinfuhren an den Straßenrand, wie er will, und manövriert mit Motorspritzen und Mähmaschinen herum, wie es ihm beliebt. Und abends führt er gemächlich seine Ackergäule an den Brunnen, indes ein alter

Geizhals ihm auf dem Fuße folgt und hurtig die kostbaren Pferdeäpfel mit der Schaufel zusammenrafft. Frauen mit Zümissäcklein und Strohschäublein, den weißen «Zunketlumpen» auf dem Kopf, schleppen sich todmüde aus den Weinbergen nach Hause. Jünglinge tragen die volle Milchtanse in die Zentrale und verschwatzen nachher eine saftige Stunde auf dem «Latschariplatz». Eine kaum erblühte Jungfrau in gelben Farmerhosen kehrt hoch zu Traktor vom Acker zurück. Allmählich, gegen neun Uhr, wird die lärmende Straße still und menschenleer. In den Häusern verlöscht ein Licht nach dem andern, und um zehn Uhr ist das sommerliche Dorf in tiefes Schweigen getaucht, in das Schweigen des brunnentiefen Bauernschlafes, der seit Jahrhunderten der gleiche ist, unveränderlich wie die Pracht des majestätischen Miststockes vor dem Haus, der als ewiges Wahrzeichen des Bauern seinen Platz an der Sonne zu behaupten weiß.



Abschied von einem Wässerlein

Von jeher haben Dichter sich gefreut am Anblick fließender Gewässer, Klassiker und Romantiker. Da ist keiner unter ihnen, der nicht einmal sein Talent verschwendet hätte zum Lobe des wundersamen Elementes, das vom Himmel kommt und zum Himmel geht, ewig wechselnd. Goethe hat den Staubbach, Mörike den Rheinfall besungen, jeder in erhabener lyrischer Art. Auch ich will heute ein Lied zum Preise eines Gewässers anstimmen, aber es soll nur ein schlichtes Lied in Prosa sein, entsprechend meiner bescheidenen Muse, entsprechend auch dem Gegenstand meiner innern Bewegung. Der ist



eben nichts besseres als ein kleiner Feld- und Wiesenbach, wie es deren Tausende gibt in allen Ländern der Welt, somit ein unscheinbares Bächlein Namenlos. Wer aber die große Trockenheit, die Wasserarmut meiner klettgauischen

Heimat kennt, wird meine Liebe zu diesem Wässerlein begreifen. Wo weder Fluß noch See die Einförmigkeit weiter Ackerfluren unterbrechen, da ruht das Auge doppelt liebevoll auf der anspruchslosen Schönheit schmaler Wasserläufe.

Nun aber sind auch diese anmutigen Feld- und Wiesenbäche bedroht! Das Ungeheuer Melioration, diese nimmersatte Hydra der Gegenwart, macht Anstalten, sie samt und sonders zu verschlingen. Eines ihrer ersten Opfer wird mein Bächlein Namenlos sein. Seine Tage sind gezählt. Schon sind die Bagger abgezogen, die quer durch das Gelände eine schnurgerade Furche rissen, und mächtige Steinröhren liegen bereit, die Wasser des alten Baches aufzufassen und tief hinunterzubetten in die Finsternis der Erde. Ehe noch die Vergißmeinnichte blühen, wird das Schicksal meines lieben Baches besiegelt sein...

Es war eine trübe Ueberraschung für mich, als ich das neue Bachbett und die weißen Röhren sah. Ich kam von ungefähr lustwandelnd durch das sonn-tägliche Tal, da traf ich diese unerfreuliche Bescherung an, und mein Herz füllte sich mit Trauer und Zorn. Nachdenklich stieg ich über die aufgewor-fenen Erdwälle zu beiden Seiten der neuen Rinne, nachdenklicher noch und gleichsam Abschied nehmend von einem treuen Gefährten der Kindheit schritt ich dem alten Bach entlang. Zu meinen Füßen plätscherten die Wellen ihr uraltes Wasserlied, nicht wissend, daß sie nur noch wenige Tage lang den blauen Himmel spiegeln würden. Im Buschwerk der Uferbäume jubelten die Vögel. Knorrige Weiden senkten ihre grünenden Zweige ins Wasser nieder, die zarten Blättchen der Birken zitterten im Winde.

So war es Hunderte von Jahren lang jedes Frühjahr gewesen. Hunderte von Jahren lang hatten die großen und die kleinen Kinder des Tales sich freuen dürfen am heitern Wasserlied und am Gesang der Vögel in Büschen und Bäumen. Zur Osterzeit hatten sie goldene Dotterblumen vom Rande des Baches gepflückt, später Vergißmeinnicht, Nelkenwurz und gelbe Lilien. Sie hatten dem schimmernden Flügeln der Libellen zugesehen und mitunter sogar einen gravitatischen Storch verscheucht, der im Uferschild auf Frösche wartete...



Nun, alle diese Blumen und Tiere kommen auch an andern Bächen vor! Weder in botanischer noch in zoologischer Hinsicht bot dieser schmale Wiesengraben besondere Rari-täten. Die Krebse und die Forellen waren lange schon ver-schwunden, die stolzen Reiher hatten sich zurückgezogen in den hintersten Winkel des Tales. Etwas anderes hatte das Bächlein Namenlos seinen Brüdern voraus: einen unvergleichlichen Wasser-reichtum. Genährt von einer großen, starken Quelle, eilten die Fluten in raschem Gefäll der Talsohle entgegen, weithin klang das frohe Rauschen.

Gleich unterhalb der Landstraße stürzten die Wasser in mächtigen Bogen aus der weiten Röhre, und dieser winzige Katarakt bildete die Wonne der Bauernkinder, die stundenlang über dem Strudel in der Sonne lagen und ihre papiernen Schiffelein in den «kleinen Rheinfeld» warfen...

Selbst in Zeiten großer Dürre versiegte das Bächlein nie. Wenn ringsum die Welt erstarb in Hitze und Staub, wenn alle andern Bäche und Gräben der Landschaft verdunsteten, immer noch trug es auf seinem Grunde ein glucksendes Wässerlein, stets zogen sich die beiden Ufer als grüne Streifen durch die versengte Flur. So war es auch im Sommer 1947, dem trockensten, den ich je erlebte. Längst waren die Wasser des großen Landgrabens — Seltenbach heißt er bezeichnend genug! — von der brennenden Sonne aufgesogen, längst eine ganze Anzahl fließender Brunnen versickert, das Gras am Stengel verdorrt, die Früchte unreif von den Bäumen gefallen — aber mein Bächlein Namenlos widerstand dem glühenden Hauch des wolkenlosen Himmels. Ueber seine farbigen Kiesel hinweg sprang unabänderlich ein dünner Silberstreifen, so schwächlich freilich, daß er beim Eintritt in den Landgraben sogleich auf den erhitzten Steinen verdampfte. Aber der «kleine Rheinfeld» unter der Straße blieb, und er wurde die letzte Zuflucht der dürstenden Tiere in Feld und Wald. Ganze Vogelschwärme tauchten in den Uferbüschen auf, sogar die scheuen Reiher kamen wieder. Und in den Nächten hörte man hier die Füchse bellen...



Ich erinnere mich wohl, wie ich an einem brütenden Nachmittag am Zusammenfluß des großen und des kleinen Baches saß und dem Versprühen der Tropfen auf dem verkrusteten Schlambett des Landgrabens zuschaute, mehr als eine Stunde lang. Eine ganze Vogelwolke hatte sich bei meiner Ankunft hinübergeflüchtet an den Saum des nahen Waldes. Sanglos hielten sie sich im dichten Laub versteckt. Nirgends erscholl ein froher Laut, das Rauschen des Baches hatte sich in ein mattes Murmeln verwandelt. Die heiße Luft der Hundstage flimmerte vor meinen Augen. Hinter den gelben Stoppelfeldern und den absterbenden Kartoffeläckern erhoben sich vorzeitig gefärbte Laubholzwälder. Gespenstische Stille schlug das Land. Unwillkürlich mußte ich an Storms Märchen von der Regentrude denken, und halb gelähmt von der grauenhaften Hitze über mir, sprach ich wie zur Beschwörung der schlafenden Regenfrau das Zaubersprüchlein des Dichters vor mich hin:

«Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle,
Stumm sind die Wälder.
Feuermann tanzt über die Felder!»

Dabei waren meine Augen wie im Banne auf die spärlichen Wasser des kleinen Baches gerichtet, der als letztes Gewässer des Tales der Gewalt des Feuermannes trotzte. Und siehe, ehe es überwunden wurde von dem schlimmen Dämon, wachte die Regentrude auf und warf neue Fluten über das verschmachtende Land.

Seither war das tapfere Bächlein Namenlos mir lieb. Ich kann es nicht vergessen, wie es in den Zeiten der Wassernot die dürstenden Kreaturen des Waldes und des Feldes tränkte. Wo wird, wenn es verschwunden ist, in kommenden Trockenzeiten ein lebenspendender Silberfaden der Hoffnung fließen?

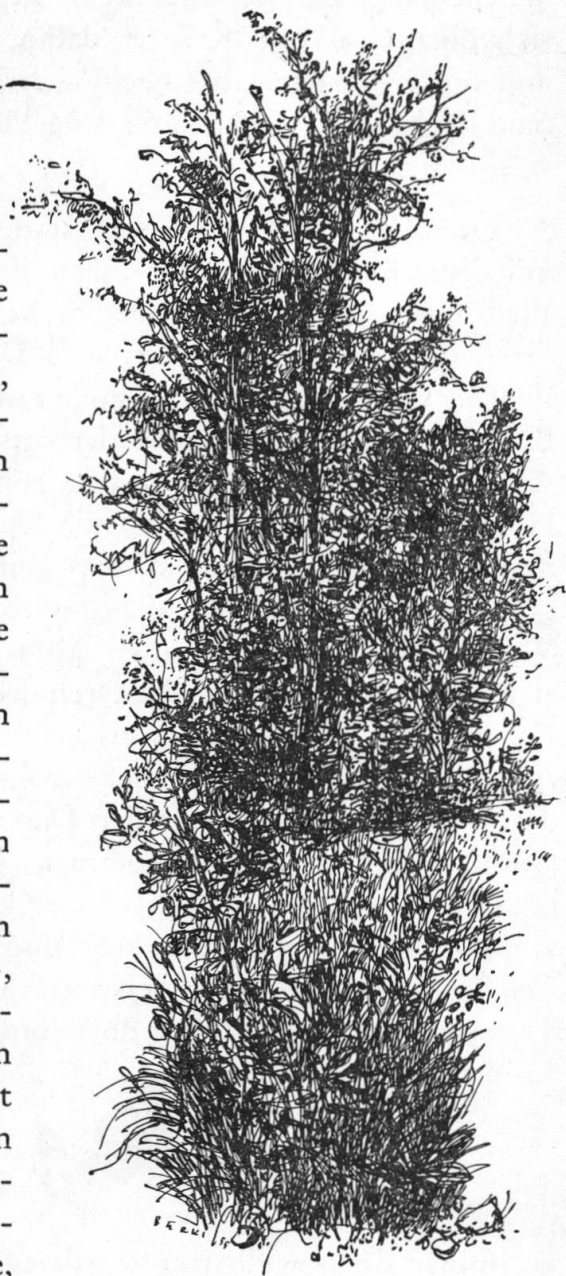
Ueber seinem blumenreichen Bett werden nächstes Jahr die Kartoffeln blühen und die Weizenähren im Winde wogen. Die Bauern sagen, daß es gut so ist. Es ist sinnlos, ihnen zu widersprechen. Die Kinder und die Poeten aber — und nicht nur diese allein — werden dem alten Wiesenbach noch lange nachtrauern. Und niemand wird sie zwingen können, den zweigesichtigen Moloch Melioration zu lieben, der Bach und Baum, Blume und Vogel verschlingt und das lebendige Antlitz der Erde erstarren läßt zur künstlichen Schablone.



Triumph der Wildnis

Jüngst führte ich einen Naturschutzmann — wir haben einst zusammen die Schulbänke gedrückt — in einen heimatischen Laubholzwald, von dem wir hoffen, daß er zum Reservate wird. Es ist allerhöchste Zeit. Schon sind der Frauenschuh und der Ohnsporn ausgerottet, die Standorte der gallischen Rose dezimiert, die Diptamstauden zur Hälfte in die Gärten der umliegenden Dörfer abgewandert. Die berühmtesten Schätze unserer Schaffhauer Flora sind gefährdet, wenn es dem Naturschutze nicht gelingt, diesen bedeutsamen Wald unter seine Obhut zu bringen. Bedeutsam freilich ist er nur in den Augen des Botanikers und Zoologen — der Förster redet in etwas andern Tönen von diesem «vermaledeiten Defizithang», dessen kümmerlicher Holzstand seine Bemühungen verspottet. Auf steiler, nach Süden gerichteter Trockenhalde entspringt dem humusarmen, unruhig geschichteten Juraboden ein so undurchdringliches Gestrüpp wertloser Büsche und verkrüppelter Bäume, daß es wohl richtiger wäre, hier statt von einem Walde von einem Maquis zu sprechen. An vielen Stellen ist der Weg ins Innere nur mit dem Gertel zu erkämpfen, weshalb sogar die besessenen Weidleute ihre Pirschgänge auf die Außenbezirke beschränken. Auch die Grenzwächter streifen lediglich dem ausgekämmten Waldrand entlang, so daß alles, was bergwärts über ihrem Fußpfad grünt und blüht, seinem eigenen Schicksal überlassen ist.

Vor Jahrzehnten wurde auf halber Höhe des Hanges ein Karrenweg angelegt. Heute ist er von Sträuchern überwuchert, von Kalkbrocken besät und so stark der Tiefe zugeneigt, daß ihn kein Fuhrwerk mehr begehen könnte.



Wochenlang schreitet hier kein Mensch. Nur die Fährten des Wildes ziehen sich über Gras und Kräuter dahin, im Dickicht nisten ungestört die Sauen, und unter den Steinen ringeln sich Kreuzottern und Smaragdeidechsen, während hoch in den Zweigen die Vögel lärmen.



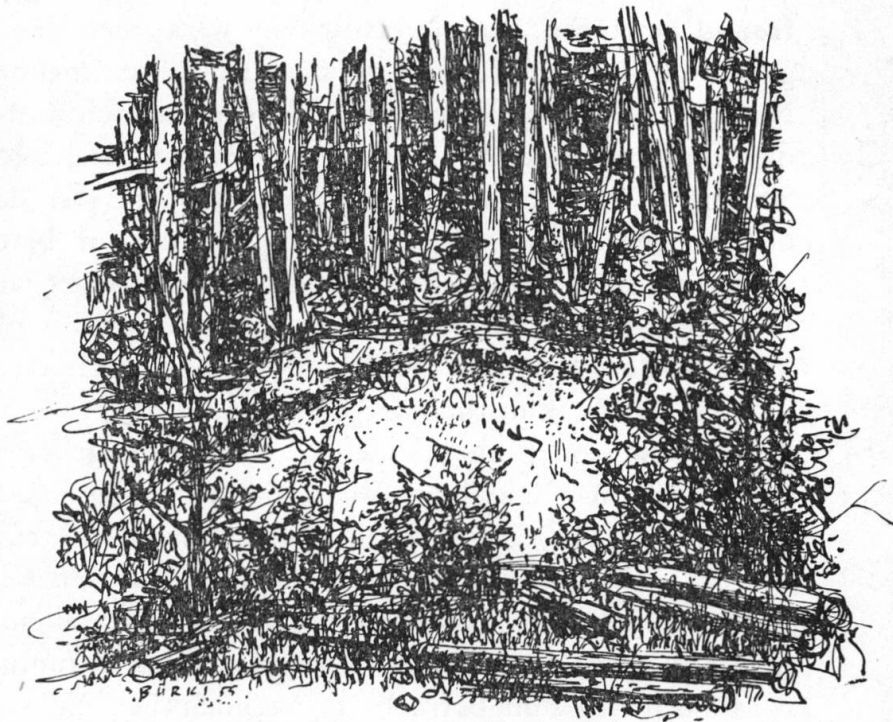
Ein glühender Nachmittag stand über dem Tal, als ich mich zusammen mit dem alten Schulfreund durch dieses heimatliche Macchia arbeitete, oft auf allen vieren. Durch die schütterten Kronen der spärlichen Laubholzbäume stach die heiße Julisonne. Dornen und Disteln zerkratzten unsere Beine, Insekten stachen uns ins Genick. Die Füße fanden auf der kahl versengten, abschüssigen Erde keinen Halt, immer wieder rutschten wir der Tiefe zu. Nein, es war kein schöner Gang, keine Spur von romantischer Waldeslust! Unerträglich die Hitze, unerträglich der quälende Durst... Dennoch, eine prachtvolle Wanderung, weil wir gerade an diesem glutvollen Sommertage so wie nie zuvor den grausam wilden Zauber dieses Gebietes erlebten, dieses herbe Duften von Wacholder und verbranntem Moos, dieses heiße Blenden der weißen Jura- steine! Schade nur, daß die Orchideen schon vorüber waren! Die Kerzen der Purpurorchis saßen bereits als erloschene Lichter auf ihren Stengeln. Vorbei auch das goldene Gleißeln der Kronwicken, das blaue Leuchten der Akelei, das ätherische Schimmern der Diptamsterne. Vier gute Wochen war mein Gewährsmann zu spät gekommen, jetzt mußte er sich begnügen mit einem bescheidenen Blumenrest von Geißklee, Minzen und Saturei. Aber das versäumte Farbenerlebnis der Mai- und Junitage wurde ihm reich ersetzt durch das bunte Gaukeln der Schmetterlinge, der Bläulinge, Ligusterstecher und Trauermäntel. Und da und dort funkelten die ersten roten Beeren wie Rubine aus dem lichten Grün...



Immer dschungelhafter wurde unser Pfad, immer wütender flochten sich Schlingpflanzen und Sträucher durcheinander. Dürre Bäume lagen am Boden, abgestorbene Aeste stachen finster zum hellen Himmel empor. In die grüne Lustbarkeit des Lebens wob sich der dunkle Faden des Todes. Schnecken hatten sich zum Sterben unter die Büsche gelegt, das stinkende Aas eines Dachses verpestete die Luft. Und überall waren gefräßige Schädlinge am Werke, kaum ein Strauch, dessen Blätter sie nicht zerlöchert hatten ohne Ehrfurcht vor Flaumeiche, Bergahorn und Eibe. Die letzten späten Orchideen, Gymnadenien und Helleborinen waren mit ekelhaften Läusen besetzt, aus den Stämmen der Wildäpfel drangen krebssige Geschwüre. Was Menschenhände

verschonten, vollbrachten die starken und sanften Gewalten der Natur, weshalb mein Begleiter in einem Anflug leichter Melancholie erklärte, seine Institution gewänne hier einen halben Totengarten. «Trotzdem», fügte er bei, «ist auch ein solches Erbe schön, weil hinter diesem organisch geordneten Leben und Sterben keine menschliche Willkür steht. Und es wird hier nach jedem Vergehen immer wieder ein neues Werden sein...»

Nach einer halbstündigen Wanderung fiel der Weg der Tiefe zu. Der Graswuchs des Bodens wurde reicher, die Kronen der Bäume üppiger. Eine herrliche Kühle schlug uns ins Gesicht. «Hier könnte Wasser in der Nähe sein», meinte der Naturschutzmann, und ich bewunderte seine Spürsamkeit. Wußte ich doch, daß wir in kürzester Frist an den Ufern eines Baches stehen würden, der sich mit raschem Gefälle durch den Einschnitt des Berges zwängt.



Und schon schritten wir seinem feuchten Ufer entgegen, durch ein Meer von verblühtem Türkenbund. Ein ganz neues Waldbild richtete sich vor uns auf, ein schattenreiches, nach faulem Holz und modernden Blättern riechendes. Birken und Weiden zogen sich der Wasserrinne entlang.

Aber die Aufgabe dieses Tages trieb uns wieder an die Trockenhalde zurück, und wir schlugen den Heimweg an, diesmal auf dem manierlicher frisierten Grenzerweglein am untern Saum des Hanges. Wiederum gingen wir auf glattem Boden durch kahle, ausgedörrte Lichtungen dahin, vorbei an verholzten Kronwickenstauden mit versengten Blütentrauben, vorbei an Büschen, die mit grauen Flechten wie mit Rauhreif überschüttet waren. Indessen blieben unsere Augen nicht mehr an diesen bereits vertrauten Dingen hängen. Ein anderer Anblick fesselte uns mehr: zwischen den weit verstreuten Föhrenstämmen hindurch sahen wir nieder ins beglänzte Tal und gewahrten eine Menge halbnackter Männer, die sich über blitzende Geräte neigten. Ein Bächlein wurde korrigiert — in unserer Naturschutzsprache: «verschandelt» —

und hohnvoll gähnten uns daneben die vertrockneten Fluren an, Weizenfelder, deren Halme kaum zwei Spannen hoch standen, Kartoffeläcker, die noch vor der Blüte vergilbten. Nur den alten Bachlauf besäumten noch zwei frische grüne Streifen, während ringsum die falben Wiesen überwuchert waren von den Polstern der schwefelgelben Fetthenne. Und an den Böschungen brach die entblößte, steinhart gebackene Erde voller Risse und Narben aus dem spärlichen Graswuchs hervor. «Die Versteppung beginnt», sprach mein Schulfreund betroffen, «immer trostloser wirkt sich der Regenmangel der vergangenen Jahre aus. Gleichwohl, es wird weiter melioriert in allen drei Teufels Namen, die letzten Wasserläufe werden zugeschüttet oder zumindest verkürzt, die schattenspendenden Büsche und Bäume geschlagen.» — «Und Sommer für Sommer», antwortete ich, «wird das Geschrei der Bauern nach Heu und Emd bedenklicher. Der liebe Gott muß uns alle für Narren halten!» — «Laß sie schreien», fuhr mein Begleiter spöttisch fort, «wer weiß, in fünfzig Jahren vielleicht werden die Söhne der heutigen Meliorierungsmänner so wie heute ihre Väter in der glühenden Sonne stehen und nach Grundwasserströmen graben, um die Fluren künstlich zu berieseln. Immer weiter dreht sich der Teufelskreis, es ist kein Ende abzusehen. Ueberall siegt die Kultur über die Natur — nur in diesem glückseligen Wald nicht, der uns just beschattet; denn hier entscheidet mit Hitze, Trockenheit und wirrem Gestein eine höhere Gewalt, und der unfruchtbare Boden trotz der menschlichen Gier nach Ausnützung. Zur großen Freude der Naturschutzfreunde. Dort allein, wo der Kulturingenieur nichts zu holen hat, dürfen wir unsere Pfähle einrammen...»

Er schwieg und betrachtete nachdenklich ein staubiges Büschel Habichtskräuter. Von Osten kam ein heißer Wind, der wahre Schirokko. Die Landstraße blendete, die Rücken der Erdarbeiter strahlten wie Zinnober. Lange sahen wir ihrem Schaffen zu, ihrer mühsamen Fronarbeit im Dienste unserer gewaltigen Gegnerin, der Melioration, die keine Andacht vor der lebendigen Schöpfung kennt. Doch tröstlich stand wie ein Bollwerk hinter unserm Rücken das letzte Maquis der Heimat, die letzte Wildnis, die dem Willen des Menschen trotzt. Uralt und wundersam jung zugleich, blickte das unbewegte Gesicht der Ewigkeit nieder auf den sterbenden Bach des Tales. Mochten sie dort unten mit Baggern, Schaufeln und Traktoren die wehrlose Erde nach ihren Wünschen formen, hier an der dornbewehrten Halde behielt das Dichterswort seinen göltigen Triumph:



Geheimnisvoll am heiter lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie dir nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!

Die soll weiter sich ins Land
Lieb von Liebe wagen /
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen .



's Kätterli

(E Saag vo der Radegg)

Vor villne hundert Johre ischt hooch über em Wangetaal, uf em Roßbärg bi Ooschterfinge, e schtolzi Ritterburg gschtande: d' Radegg. Hütt gsiet me dervo blooß no e par aalti, verfallni Muure. De Waald ischt über si dure gwachse. Fore, Mählbeeri und Äbhäu schlönd iri Wuurzle zwüsched d' Schtää. Do und dört bröcklet an ab und polderet in Burggrabe abe, oder er gumpet i wilde Sätze d' Radeggerhaalde durab. Und es wüürt emol e Ziit cho, wo me nümme gsiet, da do emol Mäntsche ghuuset händ. Dänn hät de Waald e Ghäimniß meh zom hüete.

Z' Ooschterfinge verzelled di aalte Lüüt e sälsaami Gschicht:




Lang, lang isch es häär. Do hät uf der Radegg en härrische, schtrittbaare Ritter gregiert. Es ischt doo e schwääri Ziit gsii: mit em Rittertum isch es z' Änd ggange, und Soorge und Noot händ mit irne magere Fingere baald i jedi Ritterburg ieglanget. De Ritter Diethelm hät mängsmol nid gwüßt, wie-n-er siini grooßi Famili söl durebringe. Sibe Buebe hät er ghaa, e ganzi Schnuer voll, derzue Chnächt und Mägd. Siini Frau, e frommi, gueti Seel, hät efange allpott irem Maa möse zuerede, da-n-er nid mit Gwaalt und Raub dur 's Land zoge ischt, zom di ergscht Noot abwände.

Wo d' Burgfrau wider is Bett cho ischt und im-ene munzigchläine Chindli, im Kätterli, 's Läbe gschänkt hät, hät de Ritter sid langer Ziit wider emol e froh Gsicht gmacht. Alli, äär bsunders, händ fescht uf e Mäitili planget ghaa. Aber noch ere Wuche ischt uf die Freud es Läid iigchehrt: d' Mueter ischt im Chindbett gschoorbe.

Und uf aan Schlag ischt alles anderscht woorde uf Radegg. Mit der Frau hät de Burghärr au no de letscht Räschte vo Adel und ritterlicher Gsinning verloore. Glii baald ischt er zomene gwööndliche Schtruuchritter abegsunke und hät sich siini Sach dört gholet, wos öppis gha hät, au wänns uf uurächte Wäge ggange ischt. «Rächt hät, wär schtercher ischt», hät er amed gsaat, wän er mit siine Chnächte de Puure ischt go di riiff Frucht abhaue, oder wän er di riiche Schafuuser Chaufhäre, wo mit irne Wäge uf der Schtrooß dur 's Wangetaal uf Waaldshuet zoge sind, überfalle und päcklet hät. Im fiischtere Burgverliiß hät er dänn die Gfangene zable loo, bis es Löösgält iitroffe ischt und me si wider fräi lo hät.

Im Ritter siini sibe Buebe sind uubekümmeret wie Uuchruut ufgwachse. D' Mueter hät ene gfählt. Und baald händ si iren Vatter uf siine Raubzüge begläitet. Wie äär, sind si wildi, gwaalttäätigi und wüeshti Kärlli woorde. Ka grööseri Freud für sii, weder wänn de Wächter uf em Turnn en neue Waarezug uf der Wangetaalschtrooß gmäldt hät, oder wänn si händ chöne im ene Puur z' Ooschterfinge e Schtuck Vä vom Fäld ewäg shtäle. Uf sonigi Schtuck



abe händ si amed uf Radegg obe gsoffe und gjohlet bis i alli Nacht ie und iren Muetwille tribe mit de Gfangene, wo si us em Burgverliiß unne ue gholet händ.

's Kätterli ischt under der Obhuet von-ere aalte, treue Magd, der Gertrud, zom-ene hübsche Jümpferli ufgwachse. D' Gertrud häts im guete Gäischt und im Glaube an Härrgott uferzoge und im daa is Härz glaate, wa au hütt no en jede Mäntsch adlet: Güeti und Hülffsberäitschaft und Liebi zor Kreatuur. I sim Gäärtli, wo me hütt no gsiet und wo we-ne Chanzle über d' Haalde usselueget, hät 's Kätterli siini Blueme pflägt, troztdäm das d' Brüedere amed uusglachet händ: «Uf e Raubvogelnescht ghööred doch ka Blüemli, da ischt rächt für chläini Chind und aalti Wiiber.» — Aber 's Kätterli ischt schtill siiner Wäge ggange. Uf Wäge sogaar, wo sin Vatter und siini Brüedere nüüt händ töörffe wüsse dervo. Vilmol, wänn si furt gsi sind, hät 's Kätterli e Chörbli an Aarm gnoo mit luuter guete Sache drin — si sind etz nümme so aarm gsii uf der Radegg — und ischt abe uf Ooschterfinge, oder dure uf Baalterswiil, hät di Chranke bsuecht und si trööschtet und hät dört, wo siini Brüedere Läid und Noot zruggloo händ, für alli e guet Wort und e offni Hand ghaa. Au di Gfangene im Burgverliiß häts pflägt und ene Muet zuegredt, wänn d' Liidens-

ziit i däm fiischtere, füechte Loch gaar au lang tuuret hät. So isch es choo, da me 's Kätterli baald wiit omenand wie-ne Häiligi verehrt hät. Ääs hät vil Liebi töörffe erfahre, au wänn de Haß gege de Ritter und siini wilde Trabante immer gröößer woorde ischt.

Emol ischt de Radeggere en ganz en bsundere Vogel i d'Fäng groote. I der Chäppilischtaag äne händ si us em Hinderhaalt en junge Ritter mit sim Chnapp chöne überrumple und gfangen näh. Scho a de schtattliche Rössere aa händ si gmerkt, da dä Vogel goldigi Fädere hät. Mit vil Gjöhl händ si die Bäide uf d' Radegg ue bugsiert und grad mit em Verhöör aafange: Wohäär da si säjid und wohäre da si welid. Aber de jung Edelmaa hät ene ka Amptert ggää. Schtolz isch er im Hof gschtande, und siini schwarze Auge händ die Wägelagerer verächtlich gmuschteret. Aber d' Radegger händ nid lang Fädere gmacht: «Is Loch abe mit im! Miir chönd scho waarte, bis er wäich wüürt.» — Druf händ si sin Begläiter under d'Chnuute gnoo. Und glii ischt dä sowiit gsii, da-n-er-ne kanntli ggä hät, wa si händ wele wüsse: Dä jung, schtolz Ritter schtammi us eme riiche italiäänische Adelsgschlächt und säi mit ere wichtige Bootschaft underwägs an tüütsche Kaiserhof!

Zwee Tag schpööter ischt dä Begläiter wider mittagwärts gritte, aber damol bloöß no uf eme aalte, magere Chläpper. Aber derfür mit ere Forderung uf e Löösgält für sin Härr, das im fascht schwindlig woorde ischt, wän-er no draa tänkt hät.

Lang hät de Ritter im tunkle Turnn unne möse waarte, und mängmol hät er zwiiflet, öb er ächt wider emol zo däm Loch uuschömm. Aber au für in ischt es Kätterli Trooscht und Hoffnung gsii. Ääs hät en wie-n-en guete Angel omsoorget und im Muet zuegredt i siine schwääre Schtunde.

Äntlich, äntlich ischt 's Löösgält iitroffe, und de Ritter ischt wider fräi gsii. Bevor da-n-er wiiterzoge ischt, isch er no lang bim Kätterli im Gäärtli gsässe und hät e äärnschti Uusschprooch ghaa mit im. Er häts gfrööget, öb ääs nid wel siini Frau wäärde. Sii güetig Wäse, siini Frömmigkäit und siini Liebi säjid jo doch verloore do obe bi däne Kärllene, wo all im Tüüfel ab der Landwid ghät säjid. Ääs söll mit im choo uf Italie, äär wells immer lieb haa und siiner Läbtig uf de Hände träge.

's Kätterli hät lang nüüt chöne säge. Es ischt ganz vüre is Gäärtli gschtande, dört, wo me wiit is Land usse gsiet. Zwöo Mächt händ in im kämpft: d' Liebi und Pflicht. Und wider emol isch es ganz elage gsii, und niemert hät im chöne hälffe. Do häts d' Händ zämetoo und lang, lang pättet. Und wos sich omgchehrt hät und de frönd Ritter gsäh hät doositze, no blaach und zäichnet vo der schwääre Gfangeschafft, häts gwüßt, wo sin Platz ischt. «Lueg», häts zue-n-im gsaat, «au duu bischt mir i däre schwääre Ziit lieb woorde, und ich glaube, da-n-ichs bi diir schöö hett und uhni Soorge chöönt sii. Aber ich cha

nid furt do, wo sovil Laid und Noot ischt. Wäär täät de Lüüte no hälffe und di Gfangene trööschte? Au miini Brüedere händ mich nöötig, viläicht sii grad am allermäischte. De Härrgott hät mich do ane gschtellt und mir e-n Ufgoob ggää, und ich cha-n-im nid druuslaufe, blooß da-n-ichs schöö ha. Do händ mich so vili nöötig, und ich taarff si nid im Schtich loo. Ich ha no nie öpper so lieb ghaa wie dich. Aber wän ich mit diir chiem, so müeßt ich immer e schlächt Gwüsse haa, wil ich miinere Pflicht als Chrischt uswäg ggange säi. Bis mer nid böös, ich cha nid anderscht.»

De Ritter ischt no lang bim Kätterli gsässe. 's ischt au für in schwäär gsii. Aber wil er en güetige, liebe Mäntsch gsi ischt, hät er 's Kätterli chöne verschtoh. «Ich cha dich nie vergässe», hät er gsaat, «und ich wüürde immer mit Liebi a dich zruggtänke.»

Druf händ si Abschid gnoo. Und no lang hät im 's Kätterli vom Turnn uus noogluet, bis da-n-er hinder de Bömm im Wangetaal verschwunde ischt. Dänn häts es Chöpfli sinke loo und priegget, priegget wie no nie.



E Johr ischt vergange. Es Kätterli ischt wider i sim Gäärtli gsässe und hät mit brännende Auge i d' Wiiti glueget. Do polderets am aachene Burgtoor. Und wo de Baschtiaan de Rigel zruggschobe hät, riitet uf eme füürige Roß en frönde Ritter in Burghof ie. Oder doch nid ganz en frönde? Es ischt de Chnapp gsii vo sälbem italiäänische Ritter, mit ere Bootschaft vo sim Härr für 's Kätterli. I siinere Hand hät er en Schtruus Roose traat und en im Kätterli übergää, Roose von-ere zaartblaue Farb und mit eme bsunderbaar fiine Duft. Sin Härr, hät er sin Uftrag uusgricht, chön 's Kätterli au i der Haamet nid vergässe, und er lös es fröoge, öb ääs nid doch möcht zo-n-im choo und für immer bii-n-im bliibe. Die Roose schicki äär im als Zäiche vo siinere Liebi. Er säi gritte wie närrsch. De Ritter häi nämlich gsaat zue-n-im: Wänn die Roose no blüejid, wän er uf der Radegg aachömm, so säi da 's Zäiche, da si zäme-ghöörid.

's Kätterli hät zeerscht nüüt chöne säge. 's Wasser ischt im i d' Auge gschosse, vor Freud und au vor Weh. Aber es hät im Überbringer vo däne Roose kan andere Pschäid chöne gää, weder das vor eme Johr i sim Mäischter ggä hät: Es chönn nid! Zvil Laid ischt uf Radegg und im Land gsii. Siini Brüedere händs immer erger tribe, und 's hät nüüt me ggää, wo-n-ene no häilig gsi wäär. Au wo si die Roose gsäh händ, händ si luut usseprüelet vor Lache über dä Chindschopf, wo Blüemli im Land omenand schicki. Und dä italiäänisch Chnapp hät zletscht sogaar no möse froh sii, da-n-er uugschoore wider furt cho ischt.



Im Kätterli häts weh too, da siini Brüedere da Zäiche von-ere tüüffe Liebi därewäg usgfötzet händ. Truurig häts sin Schtruus gnoo, ischt zor Burg uus und abegschtige a d'Radeggerhaalde. Am-ene verboorgene, schtillne Plätzli isch es anegsässe, hät sii fiin Gsichtli i die blaue Roose iegsänkt und priegget, priegget, priegget. Es Weh im Härz ischt immer gröößer woorde, d' Verzwiifling immer schtercher, und es hät gmaant, es chöni nümme wiitergoh uf däm Wäg, wo-n-im de Härrgott gwise hät. Eerscht wos um Trooscht pättet hät, häts im e wängili gliichtet. Aber es hät d' Roose nümme möge i d' Burg ue träge, es hett die Deemüetiginge vo siine Brüedere nümme usghaalte, es hett d' Chraft nümme ghaa. Do häts die Roosezwiig a däm verboorgene Plätzli in waarme Bode iegschteckt, wo si vor bööse Mäntsche sicher gsi sind. Und immer, wänns im schwäär om 's Härz gsi ischt, isch es abegschtige zo siine Roose, hät dort priegget und pättet und Trooscht und neue Muet gfunde.

's Gschick häts guet gmaant mit em Kätterli: die Roosezwiig händ Wuurzle gschlage und Johr für Johr iri duftige, blaue Blüete der Sunne entgegenschtreckt. Und tüüff im Härze hät au d' Liebe wiiterblüeit, fiin und zaart. Alli Johr hät de italiäänisch Ritter im Kätterli en Bluemegrueß gschickt: Orchidee, oder Roose, oder Diptam, oder anderi sältsaami Bluemechinde us siinere Haamet. 's Kätterli hät für alli a der sunnige, waarme Halde e verboorge Plätzli gwüßt, und vili händ wiiterblüeit, Johr und Tag.

Im Kätterli siini Brüedere händs immer erger tribe. Gwaalt und Raub und Tootschlag sind baald a der Tagesoornig gsii. Emol ischt ene en riiche Schafuuser Rootshärr i d' Chlaue groote. Dä händ si ploogt bis uf 's Bluet und en eerscht noch eme uuverschamte Löösgält wider fräi ggää. Und da hät im Faß de Bode uusgschlage. Inere sctockfiischtere, chiidige Winternacht händ 's Chriegsvolk vo Schafuuse und d' Puure vo Ooschterfinge da Raubnescht gschtürmt. En Burgchnächt, wo me dobe furtg jagt gha hät, hät de Ver rööter gschpilt und de Baschtiaan, de aalt Toorwächter, chöne übertölple. A allne Egge händ si d' Burg aazündt, ka Muus ischt me läbig ussechoo. We-n-risigi Fackel hät 's Füür i 's Land usseglüüchtet, als Zäiche vo der Befräiing us Angscht und Noot.

Wo d' Rafe scho aagfange händ zämehache, und ganzi Wolche vo Glusme i di schwarz Nacht uegwirblet sind, rüeft zmoor an: «'s Kätterli! Retted 's Kätterli!» I der Ufreging und i irem Iifer händ sis ganz vergässe ghaa. Aber etz isch es z' schpoot gsii. Si händ zwoor no wele i di brännend Burg iidringe, aber 's ischt nümme möglich gsii. Me hät 's Kätterli no gsäh, wie 's am Fänschter obe im Turnn um Hülff grüeft hät. Aber dänn ischt de Tachschtuel über im zämeproche, und da guet Chind hät in Flamme möse omchoo.

De Tüüfel hät nid lang möse verläse, wo-n-er cho ischt cho abrumme. Alli, bis as Kätterli, hät er i sin Chratte packt. Aber au ääs hät de Wäg in Himmel nid

gfunde. D' Liebi zo sim Ritter, wo ääs immer z' tüüffscht inne mit sich ome-
traat hät, ischt nid erfüllt woorde. Und uhni Erfüllung giits ka Säligkäit.

Und hütt no, wä-me in-ere schtillne, moohaatere Nacht dur 's Wangetaal
goht, cha me 's Kätterli gsäh dobe sitze uf der Ruiine, e wiiß Näbelschläijerli
om sich ome. Dört sitzs und bättet für siini Brüedere, und briegget und waar-
tet uf Erlöösing. Es waartet uf en Purscht mit eme guete, räine Härz, uf en
Ritter uhni Fähl und Tadel. Aber dä Purscht mo zallereerscht di blau Roose
finde, wo alli Johr no blüeit, ganz verboorge a der Radeggerhaalde. Und wän-
er die Blueme bricht und dermit uegoht uf di äinsaam Ruiine, und im Kätterli
die Blueme i d' Hand giit, dänn hät ääs de Schlüssel zor Säligkäit und taarff
iigoh i di eewig Rue.



Da ischt die Gschicht vom Kätterli, wie mer si d' Urgrosmueter im Ober-
doorff z' Ooschterfinge, d' Baarbere Ritzmann, vor lange Johre verzellt hät.

Sid doo bi-n-i däre Saag no drüümol begegnet :

's Eerschtmol: Aafangs de Driißgerjohre ischt z' Ooschterfinge de Sime-
Maarti gschtoorbe. D' Lüüt verzelled hüt no vo-n-im, er säi en grobe, uughob-
lete und wüeschte Kärlli gsii, en Uflood und en Fluecher, wo aliwil mit allne
Lüüte Schtrit gha hät. Siinere aagne Frau hät er 's Ässe vergunne, und sii Vā
hät immer möse vor em Wage häär ränne. D' Chind händ en gfüürcht we de
Tüüfel. Er hät aber au gfüürchig uusgsäh: en wilde Schtrubelchopf, e ver-
zuuslet Bockbäartli, dräckgäali Zäh, wo-n-im zom Muul uus gschtande sind,
und e Par schtächigi, böösi Auge. Aber i sim Innerschte ischt er en Fäigling
und Füürchtibutz gsii, en Schiißbrüeder uhni gliiche. Er hett sich nid emol ge-
trauet, znacht zwüsched de Zwölfe und de Aaas vo Nüchilch über de Hase-
bärg uf Ooschterfinge dure z' lauffed.

«Ane Füüfenünzgi, im Heuet, säi de Sime-Määrtel emol de Morge am Zwaa
ggange go mäaije in Wägwise hinne, grad unne a der Radeggerhaalde. De Voll-
moo säi über der Abtshaalde gschtande und häi sin hälle Glanz über 's ganz
Taal und de Roßberg glaats. De Maarti häi aa Made om di ander omglaats. 's häis
ghaue we Saloot. Wo-n-er ob em Wetze emol zor Radegg ueluegi, do gsäch er
es Kätterli d' Halde durab riite, uf eme schneewiiße Roß, grad uf in zue. Do
häi er d' Sägissee furtghait und säi grännt, grännt wa-n-er Bode verwütscht häi,
bis vüre zom Bad. Gjohlet häi er we-n-en Besemaa: «Ooli-ooli, 's Kätterli wott
mi hole, ooli-ooli, z' Hülf, 's Kätterli holt mi!» Bim Badwiirt vornne säi er
dänn in Schtal iegschloffe und under d' Chripf undere ghocket und häi päberet
we-ne aschpi Laub. Und eerscht, wo d' Sunne scho lang am Himmel gschtande
säi, häi er sich wider vüregetrauet.»

Eso häts de Sime-Maarti bis zo sim Tood i jedem verzellt, wo-n-en drom gfrööget hät.

*

's Zwäitmol: Es möged etz uugfähr füüfezwanzg-driißg Johr häär sii, do ischt d' Schriiber-Lauraa, e frisch und suuber Ooschterfingerchind, emol amene häiße Summersunntig ganz elaae uf der Radegg obe gsässe und hät i 's Land ufeglueget, wo i der brüetige Hitz gflimmeret hät. Der Lauraa iri Gedanke händ sich mit all däne Dinge beschäftigt, wo 's Härz vomene zwanzgjöhrige Jümpferli erfülled: mit Hoffninge und Änttüüschinge, mit Zuekumftsplään und — 's wüürt scho so gsi sii — allwäg au mit der Liebi. Und do isch es jo sicher guet, da de Mäntsch emol e Schtundlang ganz mit sich elaae ischt. Druf abe ischt da Chind es aalt Radeggerwägli, vornne a der Haalde, durabgschtige. Hütt ischt da Wägli, wo tachgääch abegoht, ganz verwachse und chuum no z' finde. Do ischt d' Laura, immer no i irne Gedanke, vo däm schmaale Wägli abchoo, und zmooll schtoht si vor eme Schtruuch, wo wundersaami, zaartblau Blüete traat hät. Wie Roose sind si gsii, aber die Farb! Blau Roose hät üuser Jümpferli no nie gsäh. Es hät sich nid emol getrauet, die Blueme aazlanged. Blooß gschmöckt häts draa, und en bsunderbaar fiine Duft ischt wie en Zauber i der Luft gläge. D' Lauraa hät da Wunder schto loo und ischt langsam haamzue ggange. Es wäär ere nid de Sii draa choo, da si dört inere Zauberblueme begegnet ischt. Si hät äbe d' Saag vom Kätterli nid kännt. Wo me-re dänn die Gschicht verzellt hät, hät si i schpööttere Johre no mängsmol noch däne Roose gsuecht, aber si hät si nümme gfunde.

Vor e par Wuche bi-n-i z' Ooschterfinge bi der Lauraa i der Schtube inne gsässe und ha mit ere über sälb Wunder grede. Und iri Auge händ e sältzaam glücklich Lüüchte überchoo, wo si miir vo irem Erläbniß mit der blaue Roose verzellt hät.

Me täät iez gäärn aanäh, i der Lauraa häi di sälb Begäbehäit e bsunder Glück proocht. Aber es ischt nid de Fall. Si ischt e schtill, aamfach Puurefraueli woorde, wo sii ghuuffet Soorgepäckli mit uf de Wäg überchoo hät. Aber viläicht hät de Härrgott emol e bsunders schöö Plätzli für ins paraat.

*

Und 's Drittmol: Es sind etz baald zeh Johr sider. Wo-n-ich no z' Ooschterfinge Schuelmäischer gsi bi, bi-n-i a mängem häiße Sommertag a der Radeggerhaalde omegchlätteret, e Botanisierbüchch uf em Puggel und 's Pflanzebuech, de «Binz», i der schwaaiße Hand. D' Orchidee bsunders händ mi inträsiert. Do begegnet mer emol am-ene schöne Tag, zmitts i der Haalde,

en frönde Härr. Er hät uugfäär di gliich Uusrüschting ghaa wie ich, und i der lingge Hand hät er Roosezwiig traat, und Brombeerischtüüdli, und waaß ich nid waa. Dä Härr ischt en Profässer gsii vo Züri, wo siini botaanische Schtudie tribe hät. Mer sind mitenand is Gschprööch choo, und do ha-n-im au die Saag vo der Radegg verzellt. Er ischt ganz schtill näbed mer gsässe und hät blooß vo Ziit zo Ziit gnickt mit sim gschiiide, schööne Glehrtechopf. Wo-n-i fertig gsi bi mit Verzelle, hät er e Rüngli gschwiget und mich us siine blaue Auge ganz waarm aagluet.

Druf saat er: «Inträssant, inträssant, wie de sogenannt Volksmund en Erkläaring gfunde hät für di wüesseschaftliche Taatsache. Me gsiet au do wider, wie i jedere Saag en Chäärn vo Woret schteckt. Si wüessed jo, da die Radeggerhaalde wäge irem bsunders sunnige und trochene Klimaa e Flooraa hät, wo suscht blooß i wiit südlichere Gegende dihaam ischt. Die Rosa gallica, wo Si do i miinere Hand gsend, ischt au e Chind vo dört. Es Ufträtte vo däne bsundere Aarte (,xerotherm', hät er zwoor gsaat,) i däm Ooschterfingergebiet ischt au der Fachwält vom Ußland bekannt. Ich bi scho mit Koleege vo Pariis und vo Brüssel do a däre Haalde omegschtiflet, und au sii sind erschtuunt gsii über die inträssante botaanische Fund, wo si do gmacht händ. — Ich wäär Ene tankbaar, wänn Si miir die Saag chööntid schicke, do ischt miini Adrässe.»

«Die schtobt niene, Härr Profässer, und 's käänt si au fascht kan Määntsch me. Blooß no e par aalti Lüütli z' Ooschterfinge.»

Do laat er mir d' Hand uf d' Achsle und saat: «Dänn sötted Si si aber uubedingt ufschriibe. 's wäär schaad, wänn si verloore gieng.»

Druf ich: «Me chöönts jo emol probiere, ...scho wägem Kätterli.»





Vor hundert Jahren war sie noch nicht da. An ihrer Stelle zog sich mitten durch das Reihendorf ein idyllischer «Fröschengraben», links und rechts von duftenden Schweineställen besäumt. Etliche geländerlose Stege verbanden die beiden Ufer, und was ein rechter Wilchinger war, der plumpste im Gvätterlischulalter zumindest alle Sommer dreimal in den feuchten Untergrund. Oder, wenn Torechortlishansierlis Lisebeth oben im Dorf die abgeblühten Begonien in das trübe Strömlein warf, fischten unten im Dorf Häntschemariemaas Kinder sie wieder heraus und machten Hochzeitskränze davon...

Das waren noch malerische Zeiten!

Jetzt wölbt sich über den «Fröschengraben» eine sehr schöne und sehr moderne Asphaltstraße, der Stolz unserer Gemeindeväter. Zwischen den Bauernhäusern streuen sich Garagen und Benzintanks ein. Jeder sieht, daß diese neue Dorfstraße nicht dazu geschaffen wurde, lediglich Güllenwagen und Leiterfuhren zu buckeln, sondern, daß sie sehr viele große und kleine Automobile tragen soll. Aber der Krieg hat die Benzinbehälter leer und die Automobile selten gemacht. Aus der städtisch gemeinten Straße ist wieder eine rein

Die Dorfstraße

ländliche geworden — zur Freude der Kinder, Hühner und alten Frauen, die sich gemeinsam des gefahrlosen Daseins freuen. Zum Aerger des Postautoführers, der über die «verlotterte Disziplin» des Wagen- und Veloverkehrs rein aus dem Häuschen gerät. Und zum Aerger auch der Garagemänner und Wirte, die sich brummend nach andern Zeiten sehnen...

Ich aber habe diese ländliche Dorfstraße herzlich lieb. Sie ist mir eine Freundin — und eine Sittenpredigerin. Eine Freundin, wenn sie mich lesend über ihre Breite lustwandeln läßt, ohne daß ich unter einen Lastwagen gerate. Eine Sittenpredigerin, wenn sie mir tagtäglich nach dem Mittagessen in die Ohren brüllt: «Müßiggang ist aller Laster Anfang...» Es ist nämlich so, daß ich für mein Leben gern ein Mittagschläfchen halte. Allein, meine Dorfstraße sorgt dafür, daß ich mir diesen Luxus nur sonntags gestatte. Werktags ist sie voller Tücke. Kaum, daß ich mich ein wenig aufs Ohr gelegt habe, fängt sie ganz abscheulich zu rumoren an. Fuhrwerke rattern, Traktoren knattern, Pflüge rasseln, Peitschen prasseln. Die Müllerschimmel bimmelnbammeln mit ihren Schellen, die Holzfräse kreischt, und mit einem infernalischem Scheppern trommeln die schweren eisernen Ackerwalzen über den harten Asphalt. Die Balken unseres Hauses ächzen, die Fenster klirren. Wer möchte da der süßen Ruhe pflegen?

Allmählich verebbt unten der Lärm. Zwischen den Häuserfronten kehrt die Stille ein. Nur der Brunnen rauscht, und aus der offenen Werkstatt des Schmiedes dröhnt metallisches Klingen. Im Grasgarten schnattern die Gänse... Ein Hausierer schleicht den Türen entlang, drückt umsonst auf alle Klinken und flucht erbittert in den wirren Bart. Die Straße liegt und lauscht und redet in ihrer Sprache dem Menschen mit dem schäbigen Köfferchen zu, daß es sinnlos ist, an schönen Sonnentagen auf die Türfallen der Bauern zu drücken. Dann ist auch der Krämer um die Ecke. Die Straße liegt wie ausgeblasen im Frühlingslicht.

Schläft sie nun selbst? Ach nein, sie hält nur ein wenig den Atem an, um für den lauten Abend neue Kräfte zu gewinnen. Müßig geht sie auch in dieser stillen Mittagstunde nicht. Sie hütet die kleinen Kinder, die auf dem Mäuerchen sitzen und «Hühnerdieb» spielen. Oder sie sieht zu, daß Metzgers Ferkel nicht in Lehrers Blumengarten einbrechen und die Tulpenbeete verheeren. Die Dorfstraße hält es genau wie meine Großmutter selig, die noch zur letzten Fröschengraben-Generation gehörte: sie arbeitet des Tages und schläft des Nachts. Und für Leute, die es umgekehrt halten, prägt sie den verächtlichen Satz: «Di fuule Oodere reged sich erscht z' Oobed!»

Indessen, drei- oder viermal im Jahr, hat auch die betriebsame Dorfstraße ihre Feierstunde. Bist du schon einmal an einem «heiligen» Sonntag durch

ein Dorf gegangen, während es oben in der Kirche singt und klingt? Nehmen wir an, es sei Ostermorgen; denn das ist vielleicht für die Dorfstraße der schönste Vormittag im ganzen Jahr, gleichsam vergoldet vom Glanz der Auferstehungsfreude. Auch die Dorfstraße feiert eine Art Auferstehung — eine Auferstehung von Schnee und Eis und trüben Wasserlachen des langen Winters.

Blauer Himmel spannt sich über die grauen Dächer. Die Vorfenster haben den grünen, frischgeölten Holzläden Platz gemacht. Die Gardinen hinter den blanken Scheiben schimmern weiß wie Birnenblust. Auf den Simsens stehen Sträuße von Himmelsschlüsseln und Veilchen. O, so viel Frühlingsbuntheit überall! Und die Sonnenstrahlen tanzen auf dem saubern Straßenband, das am Vorabend hundert Birkenbesen sonntäglich zugerichtet haben. Wo gestern noch Kuhfladen und Roßäpfel lagen, findet man heute nur da und dort ein verlorenes Blümchen, ein zartgefiedertes Gräschen, und wenn's hoch kommt, die seidene Haarschleife eines Bauernmädchens. Und niemand kommt, der die Schleife aufnimmt. Denn es herrscht immer noch das uralte ungeschriebene Gesetz im Dorf, daß weder jung noch alt in den Straßen herumstreiche, während oben in der Kirche die Gläubigen zum Tisch des Herrn schreiten.

Ein Einziger nur unterbricht die purpurne Stille dieser Kirchenstunde: der Briefträger, für den es keinen «heiligen» Sonntagmorgen gibt. Klapp, klapp klopfen seine Holzabsätze auf die Straße. Klapp, klapp — was für ein Mißton in dieser festlichen Schweigsamkeit rundum! Seht, jetzt geht der Mann im dunkelblauen Mantel unwillkürlich auf den Zehenspitzen... Schade, daß die Dorfstraße nicht lachen kann!



Der Brunnen rauscht, die ersten Schwalben zwitschern, die Bauerngärten prangen im Primelflor. Das ist der Tag des Herrn! Die Dorfstraße dehnt sich weiß im Sonnenschein, sieht gemächlich den Vögeln zu, atmet die Blumendüfte ein — und jetzt... wahrhaftig, ich glaube, jetzt gähnt sie sogar! Genau wie eine Bauernfrau, die sonntags im blühenden Baumgarten sitzt, die Hände feiernd in den Schoß des schwarzen Kleides legt und sich aus Herzensgrund nach der Unruhe und der Plage des Alltages sehnt.



Sommerlicher Klettgau

Im uralten Kulturland Klettgau reift das Korn. Golden flimmern schon die Grannen der Gerste, so blond und licht wie die Zöpfe der jungen Mädchen, die als Nachkömmlinge der alemannischen Landnehmer noch da und dort in unsern Dörfern leben. Und die blauen Blüten der schmalen Flachsstreifen zwischen den großen Getreideäckern wetteifern mit der Himmelsfarbe ihrer jungen Augen. Auch die Weizenfelder reifen kräftig dem Schnitt entgegen; denn schon wechseln ihre grünen Halme hinüber in ein falbes Gelb, während über den Hafersaaten eher ein gräulicher Metallglanz liegt. Also trägt unsere gute Mutter Erde gleichsam Gold und Silber auf ihrem Scheitel wie die Prinzessin im Märchen, und diesem zwiefachen Reichtum verdankt der Klettgauer Bauer ein hübsches Teil seiner berühmten Hablichkeit. Den größten klingenden Segen allerdings holt er in der ausgedehnten Weinbergzone, die sich in peinlicher Sauberkeit über die letzten Ausläufer des Randenfußes und über alle Südhalden der Moränenhügel zwischen Wilchingen und Osterfingen erstreckt.

Eine ebenso üppige wie gebändigte Schönheit hält in diesen Vorerntetagen die fruchtbare Landschaft gefangen — Ackerkultur im wahrsten Sinne des Wortes. Die ursprüngliche Natur kommt in diesem gepflegten Gebilde kaum mehr zum Worte. Keine Hecken, keine Feldgebüsche werfen idyllische Oasen in das grüngelbe Würfeltuch der imposanten Flur. Keine romantischen Bäche murmeln mehr, keine lauschigen Fußpfade ziehen sich heute noch querfeldein durch wogende Getreidefluten. Der Geometer hat mit Maßstab und Winkel das Antlitz dieser Landschaft nach seinem mathematischen Schönheitssinn geformt. Ueberall herrscht die strenge Gerade vor, im Straßen- und im Ackerbild sowohl als in der starren Linienführung der neu meliorierten Riesenbäche, die wie zum Hohne auch in diesem wasserreichen Sommer beinahe kein Wasser führen. Da und dort wurde freilich der schüchterne Versuch gemacht, die kahlen Ufer dieser häßlichen «Millionenbäche» zu bepflanzen. Auch das Wiesenbild hat sich grundlegend verändert, seit Hunderte und Tausende von unterirdischen Röhren die letzte Feuchtigkeit zusammenraffen. Verschwunden ist der holde Flor der großsternigen Vergißmeinnichte, Federnelken und Glockenblumen; denn die Kunstwiesen tragen nur Kleesorten und Gräser. Die lieben alten Feldblumen sehen sich an Wegränder und Böschungen verbannt. Sogar der üppig wuchernde Mohn muß sich mit dem Saum der Saatfelder begnügen, weil die moderne Landwirtschaft kein Unkraut mehr im Ackerinnern duldet.

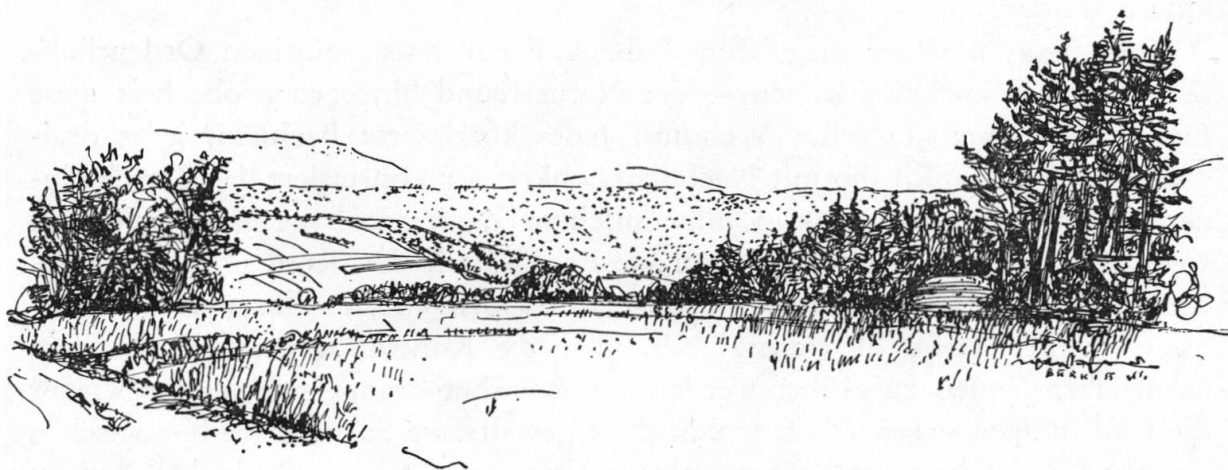
Dem Bauern selber mag beim Anblick dieser mustergültigen Ordentlichkeit das Herz im Leibe lachen — der Naturfreund hingegen beobachtet diese Entwicklung nur mit leiser Wehmut. Jedes korrigierte Bächlein, jedes drainierte Riedlein erfüllt ihn mit Nachdenklichkeit. Er konstatiert das Verschwinden vieler Vogelarten, das in unheimlichem Zusammenhang steht mit dem Ueberhandnehmen der Schädlingsplage. Er schüttelt den Kopf über die ungeheuren Giftströme, die aus gewaltigen Motorspritzen auf Fluren und Baumgärten niederrieseln. Er entsetzt sich über die Kunstdüngermassen, die dem natürlichen Boden zugeführt werden müssen. Ihm drängt sich immer wieder die beunruhigende Frage auf, wohin diese gewaltsame Störung im biologischen Kreislauf der Natur noch führen möge. Aber wenn er seine Bedenken äußert, wird ihm von allen Seiten klargemacht, daß das Rad der Zeit sich nicht mehr zurückdrehen lasse, daß heute das Werk der Melioration so notwendig wäre wie vor hundert Jahren der Abschied von der Dreifelderwirtschaft. Er steht mit seiner idealistischen Auffassung vom «Gleichgewicht in der Natur» ziemlich einsam dem mächtigen Nützlichkeitsstandpunkt der modernen Landkultur gegenüber, und bei der Schwäche seiner ethischen Position verhallt jede seiner Mahnungen im Winde.

Damit haben wir Idealisten uns abzufinden. Es bleibt uns nichts übrig, als

unser Denken umzustellen. Und wenn wir guten Willens sind, weniger mit dem Herzen als mit dem Verstande zu denken, dann können wir auch nicht blind und taub sein gegen die Vorzüge der Melioration, die unserm Brot- und Weinland ganz neue Existenzmöglichkeiten verschafft. Und so lernen wir allmählich mit neuen Augen schauen und begreifen, daß auch eine kultivierte Natur ihre eigentümliche Schönheit hat. Noch immer bleibt uns ja die Zuflucht in die unzivilisierte Herrlichkeit unserer romantischen Laubholzwälder! Wenn wir in das wilde Antlitz der fessellosen Natur blicken wollen, dann brauchen wir uns ja nur zurückzuziehen in die verwahrlosten Buschbestände der sogenannten Trockenhalden, in denen sich keines Försters Arbeit lohnt.



Kehren wir dann mit Flechten im Haar, mit Dreiangeln in den Kleidern, mit zerkratzten Gliedern und mit «Holzböcken» in den Waden aus dem heimatlichen Maquis in die Kulturzone zurück, dann gehen uns wohl von selber die Augen auf über die Herrlichkeit des gepflegten Ackerlandes, die so recht im Aspekt des Dichterwortes steht: «Und wie ein Garten ist das Land zu schauen». Und eines vor allem macht den Uebergang von der ursprünglichen in die gezähmte Landschaft leicht: die Empfindung, daß der Gartencharakter des Klettgaues von der Natur selber vorgezeichnet ist. Die weiten Ebenen zwischen den einzelnen Dörfern, die große und ruhevollere Bewegung der das Tal



umrahmenden Randgebirge verbinden sich vollkommen harmonisch mit dem Rhythmus der gewaltigen Ackerflächen. Sie schenken die Impression eines offenen Raumes, der glücklicherweise nicht wie im Thurgau durch ein Heer von Baumkronen eingeengt wird. Unsere Obstbäume scharen sich geschlossen um die roten Dächer der Siedelungen; und zwischen den einzelnen Ortschaften liegt das Gelände frei unter dem hochgespannten Sommerhimmel. Und nie wirkt die Weite dieser epischen Bodengliederung feierlicher als gerade in den kurzen Wochen vor Erntebeginn, in der Reifezeit des heiligen Brotes. Eine vornehme

Stille waltet überall. Saaten und Hackfruchtfelder sind bereits gespritzt, das Unkraut ist gejätet. Bis zum Erntebeginn wird kein Menschen- und Maschinenlärm diese wundervolle Ruhe stören. Nur drüben, in den Erdbeerplantagen von Hallau, geht es lauter her und zu; denn Rücken an Rücken kauern hier die Beerenfrauen zwischen den dunkelgrünen Rabatten und pflücken mit Bienenfleiß die roten Früchte in ihre Körbe. Und während der ganzen Sommerzeit steigt aus dem Hochkamin ein grauer Rauch, und süße Düfte entströmen den weitgeöffneten Fenstern der Riesenküche mit den brodelnden Konfitüremassen.



Die Dörfer aber wirken tagsüber in diesen Julitagen wie ausgestorben. Die grünen Läden sind vor die Fenster gezogen, die Haustüren verschlossen. Die Bewohner der stattlichen Bauernhäuser haben sich in die entfernten Weinberge verflüchtigt, wo die Arbeit kein Ende nehmen will. Die Männer spritzen die blau-grüne Bordeauxbrühe über die Weinstöcke, die Frauen binden die rasch wachsenden Schosse an die Stecken und brechen die wilden Triebe aus. Kein fröhliches Reden, kein lustiges Singen ertönt bei diesem stillen Werk. Die brennende Glut der hohen Sommertage legt sich lähmend auf die dürstende Zunge, und alle Munterkeit wird auf die heitere Zeit der Weinernte aufgespart.



Abends sieht man diese nimmermüden Rebfrauen dann in langen Velokolonnen in die Dörfer zurückkehren, und für die Dauer einer kurzen Stunde zwischen Sonnenuntergang und Dämmerung herrscht auf den breiten Landstraßen ein reger Betrieb. Dann nimmt die sinkende Nacht diese abendliche Unruhe rasch hinweg, und stiller und stiller wird die weite ländliche Welt. Alle Farben verglühn. Nur die hohe und langgestreckte Kuppe des Randen erstrahlt noch lange in einem wundervollen Kobaltblau, und eine Weile noch zieht sich das breite Band der Landstraße als lichter Streifen durch die verdunkelte Flur. Nichts Schöneres kenne ich, als bei Einbruch der Finsternis diesem verlöschenden Band zu folgen, wenn keine anderen Töne mehr an meine

Ohren schlagen als die heimlichen Geräusche der nächtlichen Natur. Der Ostwind säuselt im hohen Halm, ein Igel raschelt über den Weg, die Vögel zwitschern leise und schlafbefangen in den Kronen der Bäume, die die Straße säumen. Alles ist Sammlung und Besinnung für den kommenden Tag. Und wenn die zehnte Abendstunde ihren schwarzen Mantel auch über die hohe Randenmauer und das helle Grau der Straße ausgebreitet hat, dann treten die Sternenlichter des hohen Himmels ihre majestätische Herrschaft an, und unter ihrem fremden, kühlen Blitzen schreite ich in seltsamer Loslösung von allen irdischen Nichtigkeiten hinein in einen unendlichen und feierlichen Geistesraum.



De Bückiträger



*En flotte Purscht, wo juuchze cha —
Es bruucht halt schtrammi Lüüt —
Möm-miir als Bückiträger haa
I üüser Wümmetzüt.
En Bückiträger mömmer haa,
Wo brav schafft und juuchze cha,
So an mömmer haa!*

Wän im Chläggi d' Truube riiffed, mo sich de Wiipuur om en Bückiträger omluege. «En Junge mo häre», saat de aalt Sunnhaldepuur, «me ischt au ka hüttig Häslü me. Ich cha nümme de ganz Tag mit em volle Bücki Poort uf- und abchrucke.»

Er goht zom Noochber dure und frooget 's Treese Ruedi, en junge schtarche Purscht, wo eerscht di vorletscht Wuche us der Regruuteschuel haam cho ischt und we gmacht ischt für dä Poschte. Jaa, uf de Bückiträger chunnts aa. Äär ischt de Härr und Mäischer über Zuber und Gelte! Äär mo de Herbschtere d' Leviite verläse, wänn nid suuber ggläse wüürt, äär füert d' Buechhaalting am Räbschtäcke, und äär ischt verantwortlich für di guet Schtimming im Wingerte. Drom bringt de Sunnhaldepuur siini Aafroog bsunders höflich vor: «...und wänn de Ruedi üüs chuund cho hälffe, wäärid mer wüürklich froh.»



De Ruedi saat gäärn zue, zwaamol gäärn sogaar. Wänn jo de Noochber wüüßt, da-n-äär und sii Hannili...! Etz chan er 's dän amed hebe am Aarm, wänn 's chunnt cho 's Geltli lääre, cha de ganz Tag oms ome sii, und si chöned enand aaluege und mit de Auge gäärnhaa.



Wie lueged im die Mäitli noo,
Und jedi lacht en aa:
„Hai, bliib e Rüngli bi mer sctoh,
Chum, muescht en Truube haa!“
Bückiträger, nimm di rächt,
Füüf am Bündel macht sich schlächt,
Nimm doch au di rächt!

Wänn dän de Wümmet aagoht, hät de Bückiträger all Händ voll z' tönd. Er sctellt 's Laaterli an Wage häre, rummt de Zuber uus und giit de Herbschtere d' Geltli und d' Räbschäärli abe. Dänn macht er siini Buechhaalting paraat: en Räbschtäcke und 's Soldaatemässer. Und noch jedem Bücki, wo-n-er in Zuber läärt, schniit er en suubere Hick i d' Kante vo sim Sctäcke. Dä giit er de ganz Tag nümme zo siine Hände uus. Er sctellt 's Bücki uf de Wage und fahrt mit siine sctarche Händ nomol über di läderige Raase. Die mönd hebe, suscht oha lätz!

Zwick-zwick, mached d' Schäärli in Hände von fliißige Herbschtere, und baald rüeffed si: «Voll, Bückiträger, lääre!» De Bückiträger schwingt si Bücki uf de Puggel und sctampfet 's Räbgäßli duruf. Wän-er bin Lüüte ischt, sctotzet er 's Bücki fescht uf de Bode und schpeert mit sim Räbschtäcke uf der undere Siite aa. Si bringed di volle Geltli derthäär, und äär hilfft ene ob em Lääre. Kritisch muschteret er de Säge. «Halt doo», saat er zom Schörschli, wo au e Chessili voll derthäär schlaapft, «du mosch süüberer herbschte! 's Root mosch hange loo, und 's Fuul mosch erläse. Gang zor Mueter, si söll der zaage, we me 's macht.» Und etz chunt de Schörschli grad i d' Räge näbed d' Mueter und hät en Morge lang Herbschterschuel.

Wänn 's Bücki voll ischt, wüurts no gghützt: aamol, zwaamol zümpftig uf de Bode häre gsctotzet, dänn händ no zwaa Geltli Platz. Im e ugghützte Lehrbuebebücki sind öppe vierzg Kilo Truube, aber e gghützts tuet dänn siini fuffzg bis sächzg Kilo.

«Lupfe, Noochber!» rüeft de Ruedi. Die bäide Hälffer, de Noochber und 's Hannili, hebed mit aaner Hand obe a der Bückiraase, mit der andere unne am Bückibode, hoo-hopp — — und scho schlüüft de Bückiträger i d' Raase ie. Er nimmt sin Sctäcke und sctapfet 's Gäßli durab. «To hofili und heb Soorg bim Lääre», rüeft im d' Mäischeri noo. Aber mit sibezg Kilo uf em Puggel tuet an vor em sälber langsam. Di läderige Bückiraase giired ob däm schwääre Gwicht, und bin eerschte Schritte isch es im Ruedi, we wänn 's im wett d' Chnüü hinne-n-usse trucke. Aber baald hät er de rächt Tritt gfunde und bringt siini Lascht sicher zom Trubewage abe. Dänn sctüigt er langsam 's Laaterli uf und läärt si Bücki schöö über d' Achsle in Zuber ie. Joo nid über

de Chopf lääre, suscht chunnts tumm usse! De Ruedi mo hütt no lache, wän-er draa tänkt, wes 's letscht Johr de Schuelmäischer, wo im obere Schmid ggholffe hät herbschte, Hals über Chopf samt em Bücki in Truubezuber iegschteilt hät.

*Grad zwaamol wüürt da Bücki gghützt,
Zwaa Geltli mönd no druf.
Lueg no, wie üusen Kärlli schwitzt,
Es nimmt im fascht de Schnuuf.
Bückiträger, lauff nid z' gschwind,
Lueg, suscht schtelts di uf de Grind,
Lauff doch nid so gschwind!*

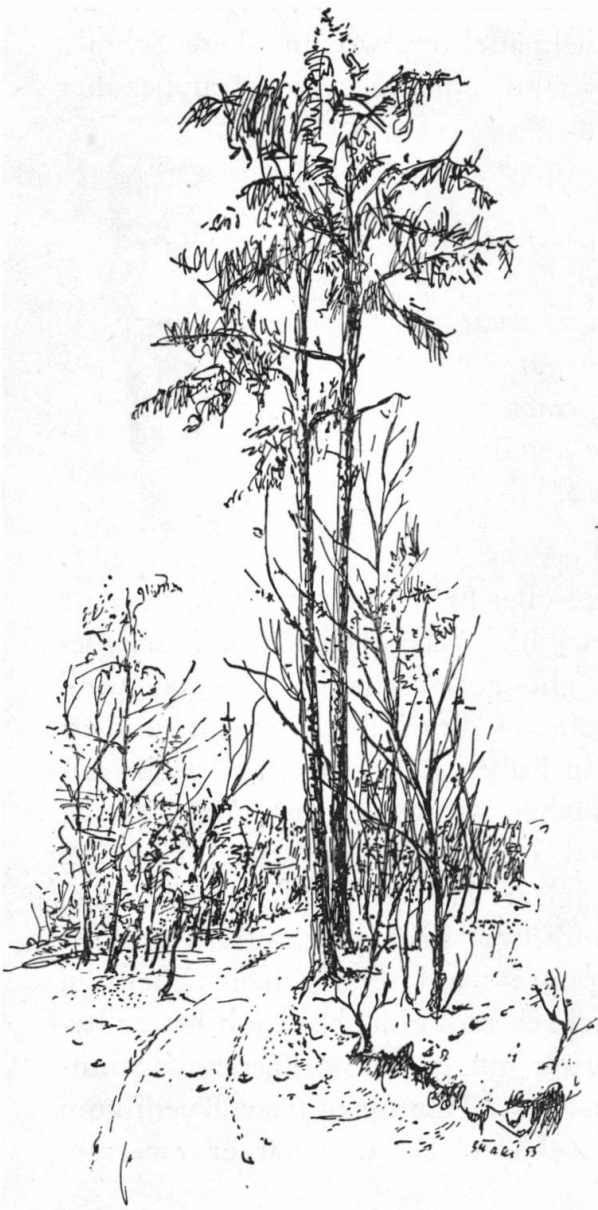


Etz sctoht de Ruedi uf em Truubewage obe. Er lueget omenand, über de ganz Räbbäarg, wo im waarme, goldige Sunneschii liit. Überaal scthönd Truubewäge, überaal wüürt fliißig gschafft, me ghöört lache und schwätze, und 's Grooßköbis Mäitli singed wie d' Nachtigalle. — Etz ischt Herbscht, und dä bringt am de Loh für die ville Tag, wo me in Räbe usse gschafft und gschwitzt hät. Etz ischt Zaltag für 's ganz Johr. En Juuchzer sctiigt us der junge Bruscht vom Bückiträger und flüügt wiit übers Taal, bis ue a di oberschte Häng. Da macht de Ruedi allimol so, wän-er e Bücki ggläart hät: er juuchzet vor Freud.

«Duu, Grosmueter», saat 's Wäibels Liinili, wo si ob em Zmittagässe unne am Wingertepoort sitzed, «'s Sunnehaldepuure händ scho achzeh Bücki, si sind scho am zwäite Zuber. De Ruedi hät achzeh mol gjuuchzet, ich has zellt.» «Sibezeh sind 's», saat d' Grosmueter, und tüüt mit em Zaagfinger zo 's Sunnehaldepuure Wingerte dure, «sibezeh sind 's. Wo 's Hannili mit em Ruedi zom Wage abe ischt, go im hälffe de eerscht Zuber tecke, doo hät er zwaamol gjuuchzet.»



*Am Oobed sind die Züber gfüllt,
Bald cha me Suuser haa.
's cha sii, das hie und da an trüllt,
Im Herbscht chunnt mänge draa!
Bückiträger, juuchz i d' Wält,
Etz güts Wüi, und etz güts Gält:
Juuchz du froh i d' Wält!*



Winterlandschaft

Nein, ich werde nicht müde, immer wieder durch meine heimatliche Landschaft zu wandern und in ihrem aufgeschlagenen Angesicht zu lesen! Denn stets ist dieses Angesicht neu, stets überraschen mich darin neue Züge, andere Lichter und Schatten in seinen feinsten Falten. So unerschöpflich ist der Wechsel seines Ausdruckes im Laufe der Tages- und Jahreszeiten! Mag ich hundertmal auf dem gleichen Anger stehen, mag ich tausendmal die gleiche Aussicht halten über das Tal zu meinen

Füßen, jedesmal sieht eine neue Welt mich an. Und jedesmal kehre ich zurück in meine Klause mit dem köstlichen Gefühl, erst jetzt, erst heute hätte sich mir die letzte Schönheit der Heimat offenbart.

So wieder an diesem stillen, sonnigen Wintertag. Ich kam vom Steinbruch herab durch tief verschneite Tannenwälder und suchte den alten Pflanzgarten auf, eine Lieblingsstätte meiner Kindheit. Ich erinnere mich wieder jener sauber gezogenen Beete mit den Spielzeuggäumchen und des Knusperknasperhäuschens hinter der Pflanzung, worin freilich keine Hexe wohnte, sondern lediglich die Werkzeuge des Försters eingeschlossen waren. Rund um die Bretterhütte wuchsen Heidelbeeren und Heidekraut die Menge, zwei Ge-

wächse, die in unsern Wäldern selten sind. Das Lilafeld der zarten Erikablüten hatte es mir besonders angetan; denn immer war es überflügelt von einer Schar himmelblauer Schmetterlinge, wie ich sie nirgends sonst gewahrte. Und die blühende Wildnis rund um den Pflanzgarten kam mir wie ein Märchenwald vor, weil er so geheimnisvoll «anders» war als die Laubholzwälder ringsum. Später, in der Schule, wurden meine grauen Ahnungen über dieses «Anderssein» allerdings bestätigt, als ich erfuhr, daß die Waldung mit dem Heideboden auf feierlich altem Urgestein stand, welches, von keiner jüngeren Erdschicht überschüttet, wie eine Insel auftaucht aus der Kalkmasse der umschließenden Juraformation. Wer könnte der Magie einer so urtümlichen Stätte entgehen? Wer ohne leise Schauer sein beim Wissen, daß hier sein Fuß gleichsam das steinerne Herz der Erde berührt? Jetzt, in dieser stillen Winterstunde, bildete ich mir besonders ein, den Atem der Ewigkeit zu spüren und das Herz der Urschöpfung unter meinen Sohlen pochen zu hören. So vollkommen lautlos, so ruhevoll war alles um mich herum! Jedes Leben schien unter der Schneedecke zu erstarren, kein Vogel schrie, kein Windhauch bewegte die Kronen der Bäume. Langsam ging ich, einer Hasenfährte folgend, durch den körnigen Schnee, vorbei an den Tannenbeeten von ehemals. Die obersten Triebe der einstigen Liliput-Bäume streiften jetzt die Kapuze meines Mantels, und die früher reinlich gejäteten Wege waren von Disteln und Brombeerranken überwuchert. Eingestürzt lag das Hexenhäuschen in einem wüsten Gewirr von Baumstümpfen und Dornenstauden. Während ich über die unfrohe Verwandlung dieses Ortes nachdachte, fing es plötzlich hinter den Baumstämmen zu leuchten an. Zwischen dem Weiß des Erdbodens und dem Dunkelgrün der Tannenäste zuckten goldene Lichter auf, die immer breiter und breiter wurden, je mehr die Stämme auseinanderfielen, und der Wald sich lockerte. Es sah aus, als ob in der Ferne ein gewaltiges Feuer brenne. Das bewirkte der Abendhimmel mit dem Flammenmeer der untergehenden Sonne. Als ich die letzten Büsche hinter mir ließ und ins freie Feld hinaustrat, schwebte sie noch in handbreitem Abstand über der bläulichen Silhouette eines westlichen Höhenzuges. Und nun lief ich mit dem sinkenden Gestirn dieses Wintertages um die Wette nach Westen, weil ich von einer besonders hohen Warte aus seinem Verlöschen beiwohnen wollte. Ehe ich aber die Hälfte des Weges abgeschritten hatte, war der rote Himmelskörper verschwunden und ließ nichts zurück als ein goldenes Flimmern hinter dünnen Wolkenschleiern.



Bedächtig stieg die einbrechende Dämmerung aus den Waldwinkeln empor. Nicht minder bedächtig überquerte ich das Schneefeld des Hügels, der mich in die Nähe des Dorfes bringen sollte. Es war der mittlere jener drei schmal-

rückigen Bergkämme, die gemeinsam der magischen Urgesteinzzone entspringen, in paralleler Ost-West-Bewegung auf das Dorf zustreben und hart über seinen obersten Häusern in kühnem Schwung der Tiefe zufallen. Auf allen dreien läßt es sich wie auf einem Grate wandern. Alle drei sind auf der Nordseite mit magern Wiesen, an der Sonnenhalde jedoch mit köstlichen Weinbergen besetzt: Und jeder trägt auf seiner Kuppe einen Mantel aus Nagelfluh, aus deren losen Tuffen sich allerliebste Wäldchen von Schlehenbüschen und wildem Holunder drängen. Ich bin von Kindsbeinen an in diese drei Bruderhügel vernarrt gewesen und habe sie — je nach Alter und Jahreszeit — bald mit Puppenwägelchen und Holzstelzen, bald mit Rebhackle und Botanisierbüchse im Sommer, winters aber auf Schlitten und Skiern heimgesucht. Alle ihre Höcker und Mulden sind mir innig vertraut; doch könnte ich schwerlich sagen, welcher von den dreien mir der liebste wäre. Heute nun, da ich über die Schneedecke des mittleren stapfte, kam mir vor, als müßte er die Krone haben, so wundersam war hier die Aussicht nach allen vier Himmelsgegenden, vorzüglich über das offene Gefilde des untern Klettgaues mit der prächtigen Talsperre der alten Küssaburg. Ueberdies hatte dieser Mittelhügel den Vorzug eines geheimnisvoll klingenden Flurnamens, von dem seit Menschengedenken niemand eine Deutung besitzt: Galee!

Auf diesem seltsam benamsten Hügel also, dort, wo alljährlich unser dörflisches Augustfeuer brennt, verfolgte ich den Einbruch der Winternacht, dicht unter mir die qualmenden Schloten des Dorfes. Eine gute Weile noch war es ziemlich hell am Himmel. Ich beobachtete die zarteste winterliche Wolkenbildung, die ein Landschaftsmaler sich wünschen kann. Es war ein feinflockiges Ineinanderrieseln von bläulichen und rötlichen Pastelltönen, so zart, so dünn, als stünde das ganze Firmament im Bestreben, sich in farbigen Rauch aufzulösen. Allmählich nahmen die schwebenden Dünste festere Formen an, schoben sich im Norden zusammen und bauen über den höchsten Schwarzwaldzug eine dunkle Wolkenwand. Es sah gerade so aus, als wüchse das Spiegelbild eines weitentrückten Waldes in den Himmel hinein.

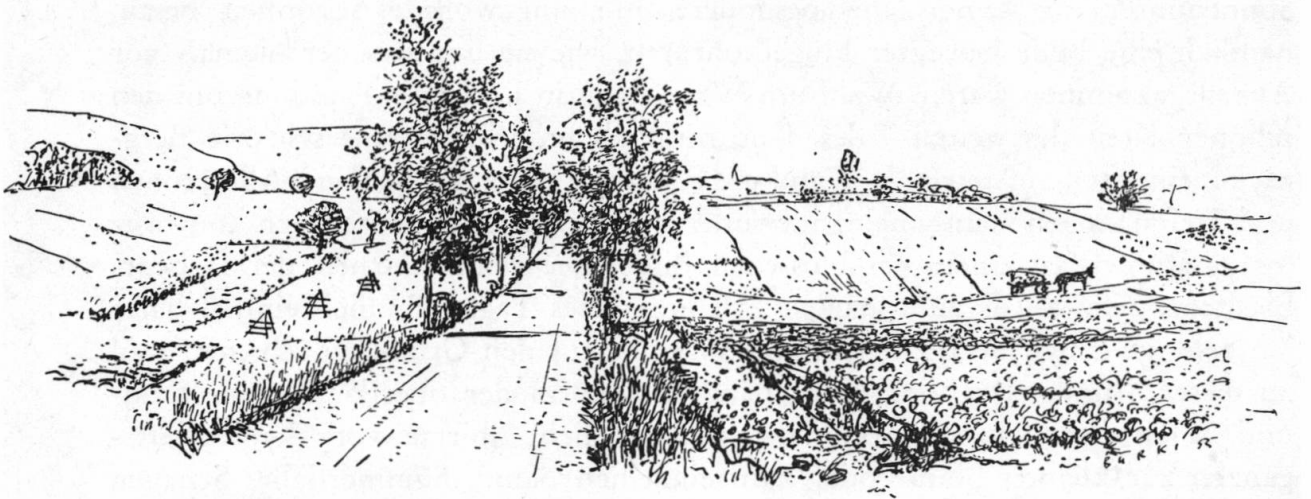


Ueber die weite Himmelskuppe hin flog der irisierende Anhauch vieler abgedämpfter, verblaßter Farben. Anders die Landschaft in der Tiefe. Diese war im ausgleichenden Kleid des weißen Schnees jeder Buntheit bar, und über der einförmig hellen Fläche des Talbodens stiegen die Wälder in ebenso einförmiger Schwärze empor. Da gab es nichts anderes als den kargen, strengen Wechsel zwischen Hell und Dunkel; und was am früheren Tage vielleicht noch braun und grün gewesen war, floß jetzt zusammen in samtener Finsternis. Der Landgraben, vor einer Stunde noch eine Rinne geschmolzenen Goldes, verwandelte sich in ein Band aus stumpfem, reflexlosem Blei. Die süße Bläue ferner

Jurazüge veränderte sich in müdes Grau. Und die bemalten Fensterscheiben der nahen Kirche wurden zu schwarzen, glanzlosen Schiefertafeln...

Die Welt ringsum erstarrte zum farblosen Relief, sie hatte keine Lichter, keine Buntheiten mehr. Beim ersten Hinsehen kam sie mir arm und dürftig vor. Allmählich aber bemerkte ich, daß dieses steinerne Wintergesicht nach Sonnenuntergang seine ganz besondere, mir ungewohnte Schönheit besaß, nämlich eine Fülle bewegter Hügelkonturen, wie sie mir weicher niemals vor Augen gekommen waren. Wald um Wald stand in lieblicher Rundung um den schönen Kreis des weiten Tales. Und nirgends unterbrach eine schroffe Bergzacke, eine steil aufsteigende Wand die ruhevoll ausgeglichene Harmonie. Alle Höhen und Tiefen gingen sachte ineinander über, alle Einzelheiten fügten sich kontrastlos zusammen zu einem geschlossenen Bilde. Die reine Klarheit der farbentblösten Form wurde zum großen Erlebnis dieses Tages. Endlich einmal hatte ich gelernt, einem herrlichen Bildnis so recht auf den Grund zu schauen, weil zu dieser Stunde der Blick nicht hängen blieb an der oberflächlichen Wald- und Wiesenbuntheit des Sommers, weil er nicht abirrte vom Landschaftsganzen zur kleinen Blume oder zum einzelnen Baum. Sommerliches Schauen war Divergierung, Zersplitterung — winterliches dagegen Sammlung, Konzentration. Und während ich mich so in diesem neuen Schauen übte, während ich mich immer inniger dem Wesentlichen dieser Landschaft hingab, da war es mir plötzlich zumute, als erhöbe sich aus den reichen Linien des Tale ein gewaltiges, in Stein geschlagenes Frauengesicht mit bittersüß lächelndem Munde und dunkelleuchtenden Rätselaugen. Nur eine Sekunde dauerte diese Vision — aber ich wußte bereits, was mir offenbar geworden war: ich hatte in das wunderbare Angesicht der Mutter Erde selbst gesehen, jener ewigen Zauberin, deren Herz ich schlagen hörte, als ich durch den Winterwald mit dem verwitterten Urgestein lief...





Dihaam im Chläggi

Wär cha e schöö, waarm, praat Aa säge, ischt us em Chläggi! Däi unne, wo dä guet Wii wachst, und d' Frucht i wiite Fäldere riiffet, ischt e bodeschtändig, fliißig Vötkli dihaam. Und vo däne Lüüte, wo doo schaffed und soorged, we si reded und tänked, möcht ich etz e wängili verzelle:


Me saat, es wäärdi nääne so vill gschafft und gwäärchet we im Chläggi. Ich wett do zwoor ka Behaupting ufschtelle. Aber wä-me die große, schöne Räb-bäärg gsieht z' Halau, z' Wilchinge und z' Ooschterfinge, und denäbed i der Ebni die wiite Frucht- und Händöpfeläcker, dänn cha-me verschtöh, dan-ene d' Aarbet sicher nie uusgoht.

Aber wä-me si wott känne läärne, üüseri Chläggauer-Puure, dänn mo-me nid am Wäächtig goh, do händ si ka Ziiit zom Schwätze und Lafere. Do zaaged si äne Wäächtiggsicht. Äni villsiitig Aarbet in Räbe, in Beerene, uf Äckere und Wise, äni Soorge und Müe mached si schtill und äärnscht. — Am mäischte gönd si no us sich usse ame-ne Hoochsed. Da ischt aas vo däne Fäschtere, wo d' Brüüch no am beschte erhaalte sind. Und do isch ene woll, do tönd si d' Chnöpf uf, und si gänd sich, we si sind: witzig und äigentlich rächt gmütlich.

Ich bi erscht a somene Hooched gsii. Fascht 's halb Doorff hät mitmacht; häjo, wänn vo der sibete Suppe no 's Tünkli iigglade wüürt! — Scho wo 's Bruutpar is Schuelhuus vor Ziviil ischt, häts vom Galee obenabe pöoleret und krachet, das fascht d' Ziegel ab de Tächere gglupft hät. De Wagner, wo grad näbed em Schuelhuus wont, hät sogaar sin grooße, aachene Schpaaltschock zümpftig mit Pulver glade. «Min Fründ, wo hütt Hooched hät», hät er gsaat, «söll no merke, das vo iez aa hie und daa chlöpft!» — Er häts zwoor e chläi zguet gmaant mit sim Fründ, de Wagner; noch eme gwaaltige Chlapf isch nämlich sin schwääre Schpaaltschock i nüü Schtuck uf d' Doorfschtrooß abe gschprattlet. — De Härr Pfarer hät sich nohhäär böös beklagt, er häi sich nid emol rächt chöne voorberäite vor luuter Lärme. Me häts dänn aber au gmerkt i der Predig, wo-n-er 's Bruutpar mit «Liebe Leidtragende!» aagredt hät.

Noch der Chilche mo dänn di ganz Gsellschaft dur 's Doorff lauffe, pärliwiis schöö Aarm in Aarm. Da isch halt so Bruuch. Suscht chööntid jo di aalte Hutzeliwiibli, wo wäge irne Preschte blooß no chönnd hinder de Voorhänglene füre da Fäscht gsäh, nid emol luege, wäär und wie alls a däm Hooched ischt. — Aber 's giit a däm Tag no en andere schööne Bruuch. Zoobed, bim Iinachte, pöpperlets a de Türe vo däne aalte Lüütlene, und e Chindli bringt ene e Chörbli voll Chüechli und e Fläsche Wii, da si au no e wängili chönd «am Hooched schmöcke», we me saat. Jojo, me hät nid vergäbe zwää Tag gchüechlet im Bruuthuus, und über hundert Äier und e par Kilo Süeßschmaalz pruucht. «Häjo», hät d' Mueter gsaat, wo d' Häfe all läärer und läärer worde sind, «me hät jo no aamol Hooched.»

Für d' Schuelerchinde ischt hütt e gmääit Wisli. Si ränned näbed em Hooched häär und balged um d' Füürschtäa. Und me täät an no lang für en schmüürzilige Kärlli aaluege, wän-er am Hooched mit de Füürschtäa knauserig wäär. — Genau so isch es mit der «Bruutversuuffete». Wän en Purscht us der Fröndi — da cha au scho 's Noochberdoorff sii — e Mäitli us em Doorff holet, dänn mon-er de ledige Purschte im Doorff d' Bruutversuuffete zale. Und zwoor vor em Hooched!



Do wäarded d' Purschte uf en Oobed is Wiirtshuus iigglade. Dört mon-ene de Hoochziiter en Znüüni zale (gwöhdlich en grooße Schübling mit Härdöpfelsaloot) und z' trinked, da si zfride sind. Wän an da nid macht, so mon-er risgiere, da si im am Hooched Süümischt oder Güsel uf d' Schtrooß schtreued. — Au d' Männerchöörler, wo i der Chilche zwaa Hoochedlieder gsunge händ, chömed änen Schübling über, und e Fäßli Wii dezue. Dänn fäschtet si amed im Schuelhuus obe, und däi göngs immer bsunders luschtig häär und zue. Und d' Chind wüssed scho zom voruus: Hütt zoobed chunnt de Vatter nid haam zom Mälche.

Üuseri Gsellschaft sitzt bim Hoochedässe. «We me schafft, so ißt me», säged si, und do packed si ii: ganzi Schlefene vo Prootiß verschwinded vo de Tällere, und glii fanged si aa d' Schööpe-n- abtoo und d' Schilichnöpf ufmache. Änen guete Wii süürpfled si i chlaine Schlücklene, lönd en vergoh uf der Zunge, schmätzeled e parmol, lueged a d' Schtubetecki ue, wän-er hinne-n-abe röllelet, und sind etz überzüügt, das näämer so schöö hät we sii. «Trinked nid zwill», säged d' Fraue zo irne Manne, wo zmoor so uugwonet fröhliche Sunntigsgsichter händ. Aber do mönd si ka Angscht haa. Die Manne wüssed scho, was mag liide, und da dä guet Ooschterfinger uf em Tisch zom Trinke und nid zom Suuffe do ischt. Blooß es Sappööre Emiil, wo als Noochber au hät tööre as Hooched, — 's erschtmol siiner Läbtig übrigen, — hät scho ganz glesigi Äugli. Äär hät immer läär. Häjo, wänn doch alls vergäbe ischt!

Wänn d' Gooberchind, wo Nüs, Schmaalz, Chuchigschier oder sogar e Fuurggle proocht händ, versoorget und wider durhaam sind, goht de gmüetlich Taal aa. D' Chind säged äni Schprüchli uf, di Grooße tönd theääterle, und me singt mitenand di aalte, schöne Lieder. Wil jo fascht alli mitenand im Gmischte Chor singed, giit daa en Gsang, wo de Schuelmäischer us der Schtadt no mo schtuune. Au mit Rööf für di jung Verhüürootete würt nid gschparet. De Vetter-Hannis pöpperlet mit em Zwicker as Glas. «Los, Gopfrid», saat er zom frischpachne Maa, «ääs ischt nicht alles Gold, was glänzt. Und wil iir vo etz aa z' Zwäite sind, wüürts hie und daa i euem Huushaalt au zwoo Aasichte gää. Wänn d' de Fride wotsch, machs we ich! Wo-n-ich Hoorssed gha ha, hani zo miinere Frau gsaat: Los Baarbere, han i gsaat, mer wänds soo haalte: i alle uuwichtige Sache chasch duu entschäide; aber wänn öppmis Wichtigs ischt, so han-ich 's letscht Wort. — Und so simmer guet gfahre, Gopfrid, mer sind etz nämlich füüfedriißg Johr ghüürootete, aber 's isch no nie nüüt Wichtigs passiert.»

De Morge am Drüü, me hät grad en offne Bolkaa tanzet, und kan Mäntsch hät as Haamgoh tänkt, do schället es Telifoon, und 's Lisili chunnt schtuucheblaach in Saal iezränned: «'s brännt im Hofacker, de Schopf!» — Uf aan Schlag händ d' Puure wider äni Wächtiggsichter. «Bringed d' Sache», säged si zon Fraue und ränned in Hofacker hindere. Nüüt Ufgregts, nüüt Überhaschets isch an-ene, und me merkt eerscht etz, wa für e Rue und Sicherhät da in-ene ischt.

's ischt e moohaateri Nacht, und vo allne Siite gseht me d'Lüüt dämm grooße, uuhaalige Füür zueränne, wo hooch über de Nußbomm uusflacket. Scho rasslet en Schluuchwage derthäär. Chind bringed 's Füürwehrgschier vo de Väterre. Und scho schüüßt 's Wasser zo vier Rohre uus; Schlegel a Wegge ischt da gange. Und ich schtande, ich waaß nid, wie 's cho ischt, mit ueglitzte

Hoseschtööße hinderem Hidrant, trääje de grooß Schlüssel und lose uf d' Kommando: Äins Wasser! Zwäi haalt!

Dä Schopf, wo de Hofackerpuur siini Räbschtäcke, siini Wälle und sii Holz versoorget gha hät, brännt wie Zunder. Do isch nüüt me z' retted. Aber füüf Meeter denäbed sctoht d' Schüür und de Schtall und 's Huus. Da chöönt gföhrlich wäärde. Si riißed 's Vä zom Schtall uus; aber da tuet we närrsch und wott immer wider hindersi. — Z' overscht uf der grooße Füürwehrlaater sctoht de Gopfrid, de Hoochziiter. Über sin Hoochsedtschoope hät er de Füürwehrguurt gschnallet, und schtatt em schwarze Huet traat er en glänzige Helm. Sid zwanzg Minuute schprützt er di grooß Schüürwand ab, ue und abe, hiin und häär. Chuum, dan-er zwüschedie emol 's Wasser abschtelle lo hät. Aber etz rüeft im de Komidant, und dänn chunnt de Befähl: «Äins halt, abbrechen!» — we-ne füüffach Echo wüürt dä zom Hidrant wiitergläitet, und ich trääje de Schlüssel zom letschtemol. D' Manne schnuufed uf, d' Gföhr ischt verbii, gottlob!



Da ischt etz e Müschterli gsii vom Chläggauer-Tialäkt. Ich waaß scho, da-ner nid immer fiin isch. Aber es wached uf ere grooße Wis au nid blooß fiini Chrüütli und schööni Blüemli, es giit au Bangele. Da ischt no lang e ka Uchruut. Und 's ischt all no tuusig mol besser weder so-ne gschläcketi Gängilischprooch, wo nääne kan Bode und ka Haamet hät. Die Mundaart ghöört zo üüs we de Rande und d' Frucht und d' Räbe, und si wachst us däm tüüffe, guete Bode, wo üüs de Wii und 's Broot zom Läbe schänkt. «Gseit» und «gmeint» und «diheim» täät nid i da wiit, fruchtbar Taal iepasse. Mer säged «gsaat» und «gmaant» und «dihaam», und dänn sim-mer sicher, da mer nid blooß mit am Baa uf em Bode schtönd. Jo, es ischt grad da praat und gmüetlich Aa, wo i üüsere Mundaart d' Wermmi giit. Mer mönd scho Soorg haa, das nid verloore goht. Die Ziite, wo de Schomacher am Samschtig i der Megs no sii «Pfund Flaasch, nid z' mager und nid z' faaß und nid z' vill Baa» gholet hät, sind scho lang verbii. Hütt saat me: «Füüfhundert Gramm Rindfläisch», aber d' Suppe wüürt wäge däm nid besser!

Jedes Doorff im Chläggi hät no siini bsundere Uusdrück und Aagehäite, also sin aagne Tialäkt. Blooß es Aa ghöört i allne. Ääs ischt we-ne Mueter, wo alli gäärn hät und i allne waarm giit. Im Chläggi kännt me en jede a siinere Schprooch aa und cha grad säge, wohäär da an isch. Wän an saat «Böhne chòche», dänn ischt er sicher vo Ooschterfinge, d' Nüüchilcher hingege tönd d' «Böhne chóche». «Böhne chòche» oder «Böhne chóche», da ischt de Unterschied. Und wänn an da nümme cha, dänn ischt er kann Nüüchilcher oder

kann Ooschterfinger me. Und mer wüessed da alli ganz genau: Wä-me d' Mueterschprooch verlüürt, so verlüürt me immer au e Schtuck vo der Haamet. D' Schprooch ghöört zom Doorff und zom Huus und zor Mueter, und do sim-mer tüüf z' innerscht aliwil dihaam. Da ischt nid blooß im Chläggi so — überaal, wo d' Lüüt no e wüürklihi Haamet händ. Und wil me jo all mo tänke, wa me saat, so chöönt me doch grad au no ufpass, wie da me 's saat. Mer chönd natüürlich nid d' Döörffer abschlüüße und aamfach kann Frönde me ieloo. Aber me merkts guet, wä-me uf Guppmedinge, uf Ooschterfinge oder uf Oberhalau chunnt: Do sind d' Tialäkt no am süüberschte erhaalte, wil die Döörffer absiits vo de grooße Verchehrsschtrooße liged. Aber me chöönts mache we d' Halauer. En rächte Halauer lueged dänn no druf, da siini Chind dr Haamettialäkt rächt läärned. No so wiiters, ir Halauer! Hoffentlich schint «d' Sönn no rächt lang in öndere Brönne». Die Döörffer mittagwärts vom Rande: Beringe, Löhlinge, Süblinge und Gäächlinge kännt me guet a irne «Pflenzli und Schtee und Bengel».



D' Süblinger händ e ganz e bsunderi Oodere. Scho wänn si i d' Realschuel gönd uf Nüüchilch oder go Schlaate-n-abe, fanged die Kärlli aa händele mit wiiße Müüse, mit Häslene oder mit junge Gäißlene. Und e Schprooch händ si! Do chunnt en gwöhdliche Schtäärbliche nümme noh. Oder wüessed Ihr, wa-ne «toffi goje» isch? Da isch e puschber Mäitli, en «laue seegg» en blööde Kärlli; wänn si gönd go «roine», öb nid «lau meis» sei, dänn gönd si go förschle, öb gnueg Gält ume sei. Für ässe säged si «achiile», wänn «lau luun» isch, dänn ischt nüüt z' mached, und «tauchis malauchis» haaßt so vill we i d' Schue bloose, oder no schööner. — Jaa, a der Schprooch aa händ si gueti Lehrmäischerter ghaa, üüseri Süblinger!

«Hinder em Rande häts au no Lüüt», ghöör is etz scho rüeffe übers Ägertli dure. Jo, mit de Schlaatemer wett ich dänn kann Schtriitt. Die kännt me nämlich a de praate Gnick und a de schtarche Oberäärm. Si händ nid vergäbe en Schtierechopf im Wappe. Aber si sind nid so gföhrlich, we si uusgehnd, und me goht sogaar rächt gäärn uf Schlaate go iichehre. Wä-me dänn gege de Rande uegoht, chunnt me — söl is säge? — zo de Zigüüner. Jo, so saat me nämlich de Beggingere. Und wä-me si so aalueget: tunkelbruuni Gsichter, schwarzi Auge und schwarz Chruselhoor, dänn chöönt me 's no glaube. Wo 's däi hinne no ka Lüüt gha häi, so wüürt verzellt, häjid emol e par Zigüünerwäge wele vom Tüütsche häär über de Rande. Wo 's aber ase tachgääch ueggange säi,

häjid die magere Rößli nümme möge. Zo allem häre häi 's au no e Achs putzt à somene Chare. Do säjid si halt dört plibe, und sid doo häjid mer d' Begginger. —

D' Wilchinger händs guet, si händ änen Albert Bächtold, wo die ville schöne Tialäktbüecher gschribe hät i üüsere liebe Mueterschprooch. — «'s isch niene so schöö we z' Ooschterfinge», ghöört me hinder em Räbbäärg füre singe. 's isch aber au wohr: 's isch schöö dört hinne — bis a d' Doorffschtrooß! Me waaß nämlich im ganze Chläggi, da d' Ooschterfinger en bsunders guete Wii, aber — wänigschtens voorläuffig no — e ganz e luusigi Doorffschtrooß händ: im Winter chlaaberig we-ne Lättegrieb, und im Summer schtaubig we-n-en aalte Mülisack. Wo am letschte Neujohrskonzärt im «Bädli» de Männerchor Ooschterfinge mit vill Gfüel gsunge hät «Die alten Straßen noch», und d' Lüüt ganz grüert doogsäße sind und verschtote d' Trääne abputzt händ, saat de Schörschli ganz luut i die Aadoocht ie: «Gäll Vatter, da ischt es Lied vo üüsere Doorffschtrooß!»

D' Traadinger kännt me draa, wil si bsunders laamsaam reded. Böösi Müüler behaupted sogaar, die häjid en aage Gsambuech, mit luuter ganze Noote. Und 's Lieblingslied vo de Traadinger säi 's Nummere Hunderti im Chilchegsangbuech (Dies ist der Tag, den Gott gemacht), wil me dört noch jedem zwäite Toon — so schöö chön schnuufe.

Aber si händ scho rächt, d' Traadinger. Wä-me hüttigstags bim Schaffe scho all mo häje und prässiere, so wänd si wänigschtens bim Rede no Ziit und iri Rue haa. — Und 's ischt wohr: Me mo üüseri Chläggauer-Mundaart langsam rede, da me iri Wermmi gschpüürt, und 's bruucht Ziit, zom si läse. Aber dänn töönt si tüüf und äärnscht und wohr, we-ne grooßi, grooßi Glogge.



Früher erschienene Neujahrsblätter:

1. Stück (1949): **Kummer, Bernhard**: «Schaffhauser Volks-Tierkunde». Volkstümliche Tiernamen und volkskundliche Mitteilungen über Tiere aus dem Kanton Schaffhausen. 1. Teil: **Haustiere**. 47 S. Preis Fr. 2.70 (vergriffen).
2. Stück (1950): **Kummer, Bernhard**: «Schaffhauser Volks-Tierkunde». Volkstümliche Tiernamen und volkskundliche Mitteilungen über Tiere aus dem Kanton Schaffhausen. 2. Teil: **Tiere im Feld, Wald und Wasser**. 82 S. Preis Fr. 3.50.
3. Stück (1951): **Hübscher, Jakob**: Ueber Quellen, Grundwasserläufe und Wasserversorgungen im Kanton Schaffhausen. 52 S. Preis Fr. 3.90.
4. Stück (1952): **Boesch, Hans**: Die Unternehmungen von Johann Conrad Fischer. 84 S. Preis. Fr. 4.70.
5. Stück (1953): **Kummer, Georg**: «Schaffhauser Volksbotanik». (2. umgearbeitete und erweiterte Auflage). 1. Lieferung: **Die wildwachsenden Pflanzen**. 130 S. Preis Fr. 5.—.
6. Stück (1954): **Kummer, Georg**: «Schaffhauser Volksbotanik». (2. umgearbeitete und erweiterte Auflage). 2. Lieferung: **Die Kulturpflanzen** (1. Teil). 142 S. Preis Fr. 5.—.
7. Stück (1955): **Kummer, Georg**: «Schaffhauser Volksbotanik». (2. umgearbeitete und erweiterte Auflage). 3. Lieferung: **Die Kulturpflanzen** (2. Teil). 113 S. mit Lebensbild Dr. h. c. Georg Kummer 1885—1954 (27 S.). Preis Fr. 6.—.

Die Neujahrsblätter können bezogen werden bei:

Bernhard Kummer, Rigistraße 10, und bei den Buchhandlungen Meili und Schoch, Schaffhausen.